

HEFT

für literatur, stadt und alltag

*Der Garten
der Lüste*



Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 44 (12. Jg.), April 2016 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.000 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361 2115966, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, IBAN: DE 83 8207 0024 0165 4300 00, BIC: DEUTDEDBERF // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), Kerstin Wölke, Sven Kühnhold, Benedikt Rascop // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Anja Hesse // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten vier Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die nächste Ausgabe erscheint am 1. Juli 2016; Redaktions- und Anzeigenschluß: 23. Mai // hEFt wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt, die Thüringer Staatskanzlei und die Sparkasse Mittelthüringen. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Stadt & Alltag

- 4 Schöne Aussicht
- 5 Café, Mai und Nordbahnhof
- 7 Kulturcamp
- 8 Im Klanggerüst
- 9 Von Erfurt nach Idomeni
- 11 Fünf Fragen an: Deutsche Burger
- 12 Fragmente aus der Abseitsfalle
- 13 Redaktion empfiehlt
- 14 Viele gute Filme
- 16 Literaturbüro
- 17 Aus der Provinz: Ilmenau
- 21 111 Gründe, Rot-Weiß Erfurt zu lieben
- 24 Falsche Flagge

- 26 Fotostrecke: Livius Pápay

Literatur

Der Garten der Lüste

- 30 Im Garten der Lüste gibt's keine verbotenen Früchte
- 32 Der Bass muss ficken
- 34 London
- 38 atemlos
- 39 In Wartehallen
- 40 Das Haremrium
- 44 Das Festmahl
- 47 Das letzte Gericht

- 51 Autor/innenverzeichnis

Liebe Leserin, lieber Leser,

Erfurt als einen Garten der Lüste zu bezeichnen, wäre angesichts der gegenwärtigen Haushaltssituation der Stadt wohl etwas verwegen. Es ist eher der Frust, der viele Kulturvereine, aber auch viele Einwohner/innen schüttelt. Die Stadt kürzt an ihrem Haushalt herum, versucht Geld einzutreiben, wo es nur geht – und doch werden die einzusparenden Millionen nicht weniger. Währenddessen brechen im Kulturbereich Finanzierungen weg, Projekte können nicht umgesetzt werden oder sind in ihrer Existenz bedroht. Einzelne haben schon aufgegeben, anderen wurde gekündigt. Und als ob das nicht reichen würde, verweigert die Verwaltung eine Genehmigung für ein Kunstprojekt zu Migration und Flucht auf dem Anger mit fadenscheinigen Begründungen und setzt sich noch dazu mit bürokratischer Hochnäsigkeit über einen Stadtratsbeschluss hinweg. Man scheint gerade eine Menge von dem wieder einzureißen, was in den letzten Jahren mühsam aufgebaut worden ist.

Deshalb rufen die Kulturschaffenden der Stadt auf, sich gegen diesen Kulturkahlschlag zu wehren: Am 27. April findet um 16 Uhr vor der Stadtratssitzung eine Kundgebung auf dem Fischmarkt statt. Kommt zahlreich!

Und in Ilmenau, da ist der Himmel auch nicht immer blau. Das haben wir auf unserer Reise an den Rand des Thüringer Waldes erfahren müssen. Auf der Fahrt schon hat es mächtig geschifft, und als wir auf dem Campus endlich angekommen waren, wurde es nicht besser. Entschädigt hat uns dann ein interessantes Interview mit fünf engagierten Vereinsmenschen – naja, am Ende war es eher eine Gruppendiskussion. Und Schokolade gab's auch. Das Interview könnt ihr ab Seite 17 lesen.

Die Redaktion

hEft in die Hand

Offene Redaktion am 27. April // 19:30 Uhr
Weinstein Le Bar, Kleine Arche 1, Erfurt

Offenes Büro immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr
Alte Salinenschule, Salinenstraße 141, Erfurt



Titelillustration: Anja Hesse [efah] efah entdeckt die Stadt, in der sie seit 15 Jahren lebt durch stetige Betrachtungswechsel immer wieder neu, probiert gerne uneingeschränkt Schöpferisches aus, eben weil es heraus will und so kleine Spuren ihres Daseins entdeckt werden können. »efah liebt dich« an eine Klotür im Club zu schmieren, ist kein Vandalismus, es hält dir den Kopf hoch, wenn das Leben mal wieder zum kotzen ist ... <http://cargocollective.com/efah>

Schöne Aussicht

Erotischer Petersberg

.....

Erfurt, 12. November 2016: Im April 2021 wird in Erfurt die Bundesgartenschau (BuGa) ihre Tore für Besucher/innen aus aller Welt öffnen. Mit dem »BuGa(rten) der Lüste«, der auf dem Petersberg entstehen soll, präsentierte Oberbürgermeister Andreas Bausewein am gestrigen Freitag das zentrale Element der Öffentlichkeit.

Die Idee entstand spontan im Frühjahr dieses Jahres und wurde in den letzten sechs Monaten im Rahmen von sechs Werkstätten und unter Einbeziehung der Erfurter Karnevalsvereine erarbeitet. Auslöser waren der im Vorfeld ins Stocken geratene Konzeptionsprozess und nicht zuletzt das Thema der April-Ausgabe des hEFtes. »Wir waren alle schon ziemlich genervt und es war unglaublich wichtig, endlich in die Puschen zu kommen. Als ich dann auf der Rathaustoilette das April-hEFt durchblätterte, fielen mir die Eier aus dem Korb«, schilderte der Oberbürgermeister augenzwinkernd den Entstehungsprozess. Erfurt setze, führte Bausewein weiter aus, damit einmal mehr Maßstäbe. Nicht zuletzt, weil das vorgestellte Konzept das Ergebnis eines breit angelegten Austausches mit der Erfurter Bevölkerung sei. Darüber hinaus sei die Landeshauptstadt mit diesem Konzept die erste bundesdeutsche Großstadt, die die erotischen Bedürfnisse ihrer Einwohner/innen und Besucher/innen bei der Stadtentwicklung nicht nur berücksichtige, sondern sie zur zentralen Aufgabe stadtplanerischen Handelns erhebe.

Der Petersberg soll – laut OB – in verschiedene Bereiche unterteilt werden, welche die unterschiedlichen Lustzentren und Lustformen beim Menschen repräsentieren. Besonders gespannt sein darf man dabei sicher auf die angekündigte unterirdische Erlebniswelt. Der gesamte Petersberg wird für die Dauer der BuGa übrigens FKK-Bereich sein. Auf Nachfrage der hEFt-Redaktion, ob das auch für alle offiziellen Termine – wie beispielsweise die Eröffnungs- oder Abschlussveranstaltung – gelte, erklärte die Pressesprecherin der Stadt: »Das gilt ohne Ausnahme!« Darauf angesprochen antwortete der OB schmunzelnd: »Im Falle meiner Wiederwahl 2018 werde ich dann wohl im Stadtpark vorher noch die eine oder andere Runde drehen müssen.« /// ap

200.000. Erfurter verabschiedet

.....

Erfurt, 15. Januar 2018. Im Rahmen seines Neujahrsempfangs verabschiedete der Erfurter Oberbürgermeister gestern den 200.000. Einwohner der Stadt. Damit liegt die Landeshauptstadt nun wieder unter dieser Marke. Was viele Außenstehende mit Kopfschütteln zur Kenntnis nehmen, ist für die Verwaltungsspitze ein Grund zum Jubeln: »Unsere Strategie ist aufgegangen«, freute sich Frank Förster, Leiter der internen Arbeitsgruppe für Abwanderung. »Es ist uns gelungen die Attraktivität der ehemaligen Boom-Town binnen zweier Jahre deutlich zu senken.«

Geschafft habe man dies vor allem durch die konsequente Durchsetzung aller Gesetze und Verwaltungsvorschriften im Stadtgebiet. »Was früher milde durchgewunken wurde, um Menschen in die Stadt zu locken, hat heute keine Chance mehr«, sagte Förster nicht ohne Stolz und fügt hinzu: »Eine bürgerfreundliche Verwaltung, das ist Schnee von gestern.« War vor zwei Jahren noch der Wohnraum knapp, könne nun jeder eine entsprechende Wohnung erhalten – auch weil weniger Studierende die Uni besuchten. Auch seien die Sozialausgaben deutlich zurückgegangen. Das käme der Haushaltskonsolidierung der Stadt zugute, die das erklärte Ziel der Strategie gewesen sei.

Begonnen habe alles mit der Mietvertragskündigung des Studentenzentrums Engelsburg e.V. »Das war die Initialzündung. Wir haben gemerkt, da geht noch mehr«, erinnerte sich Förster. Es folgten die Verweigerung von Genehmigungen für verschiedene Kunstprojekte im öffentlichen Raum oder die robuste Durchsetzung der Sondernutzungssatzung rund um die Krämerbrücke. Der Höhepunkt sei die nicht erteilte Genehmigung für die Fête de la Musique gewesen. »Danach war alles ein Selbstläufer. Die jungen Leute verließen in Scharen die Stadt«, resümiert Förster, der dann doch etwas versonnen anmerkte: »Wenn die vielen Flüchtlinge nicht gewesen wären, unsere Strategie wäre schon viel früher aufgegangen.«

Den 200.000. Ex-Einwohner, einen 76-jähriger Rentner, verschlägt es im Übrigen nach nebenan, nach Weimar. »Dort wird wenigstens noch was für die jungen Leutchen getan«, resümierte er bitter und schaut verlegen auf die lila Stoffpuffbohne in seiner Hand – sein Abschiedsgeschenk von den Stadtoberen. /// tp

Café, Mai und Nordbahnhof

Diejenigen, die in Erfurt gute Musik bevorzugt von Schallplatte hören, wissen es wahrscheinlich längst: Joschi Korte und der »woodstock record store« sind von der Moritzstraße in den Nordbahnhof gezogen. Und eben dort hat Ende letzten Jahres mit »Frau Korte« ein weiterer Club seine Türen für das Publikum geöffnet. Über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges sprachen wir deshalb mit Joschi und mit Lisa vom Nordbahnhof e.V., der das Programm im Club gestaltet

Joschi, als wir dich das letzte Mal im hEft-Interview hatten, sprachst du davon, dass die Schallplatte gerade ein kleines Comeback feiert. Inzwischen sind tatsächlich bereits vier Jahre vergangen. Insofern lautet diesmal also unsere erste Frage: Ist das Comeback geglückt?

Joschi: Ja, es ist geglückt. Aber es ist wirklich nur ein kleines Comeback und an mir ist es ein bisschen vorbei gelaufen.

Warum?

Joschi: Ich habe seit dem Umzug mit dem Laden in den Nordbahnhof schon deutlich weniger Umsatz im Jahr. Und wenn ich das Comeback der Platte mit einberechnen würde, dann wäre es sicher noch mehr.

Damit hast du wahrscheinlich auch erst einmal gerechnet. Du meinstest ja im Interview vor vier Jahren schon, dass dir nach Abzug aller Kosten in etwa der Hartz-IV-Regelsatz zum Leben bleibt. Heißt das, du liegst jetzt darunter?

Joschi: Kann sein, ich zähle das nicht nach. Ich habe auf jeden Fall mit einem Umsatzeinbruch gerechnet, aber ich vermute, dass ich auch einen Teil davon wieder einfangen werde. Ich glaube, dass ich jetzt an der Talsohle angekommen bin und dass es wieder aufwärts geht. Auch wenn das Café dann erstmal läuft und im Zusammenhang mit dem Club. Das kann ich mir gut vorstellen.

Ja, so langsam sollte es sich auch herumgesprochen haben, dass du nicht mehr in der Moritzstraße, sondern im Nordbahnhof bist. Wie kam es denn überhaupt zu dem Umzug?

Joschi: Zum einen hing das mit einer angedrohten Mieterhöhung meines Vermieters in der Moritzstraße zusammen. Zum anderen sind die Leute rund um das Projekt Marbach Records nicht ganz unschuldig daran. Wir wollten gerne Live-Musik machen – was wir im alten Laden ja auch schon gemacht haben. Aber im Verhältnis zu den Möglichkeiten hier war es dort relativ beengt und der Sound auch sehr, sehr dürftig. Dann hab ich irgendwann erfahren, dass die Bahn den Nordbahnhof verkaufen will, und so ist das dann entstanden.

Und der Umzug und der Umbau hier waren dann wahrscheinlich genauso, wie du es dir vorgestellt hast ...

Joschi: Ja, eigentlich schon. Es hat ein bisschen lang gedauert, das schon, weil ich eben vieles selber gemacht habe, um die Kosten so gering wie möglich zu halten. Als ich letztes Jahr zum Beispiel die Fassade gestrichen habe, hatte ich ein Gerüst, auf das nur ich steigen durfte, weil es nicht zugelassen war. Einmal kam sogar die Polizei vorbei und forderte mich deshalb auf, vom Gerüst zu kommen. Als ich das ablehnte und ihnen erklärte, dass ich der Bauherr sei, meinten sie nur, ich solle aufpassen, und sind wieder gefahren. Zum Teil war das ganz schön abenteuerlich, aber nur so ging das überhaupt. Für solche Sachen wie Elektrik, Heizung oder die Brandschutzanlage hatte ich dann Firmen. Und im Club (*Frau Korte, Anm. d. Red.*) haben die Leute vom damaligen Marbach Records bzw. dem Nordbahnhof e.V. natürlich viel gemacht.

Geplant hattest und hast du hier ein Dreigestirn aus Plattenladen, Club und Café. Laden und Club sind inzwischen in Betrieb. Wann eröffnet das Café?

Lisa: Letztens haben wir darüber gesprochen, dass der Mai ein schöner Monat wäre, um ein Café zu eröffnen.

Am 1. Mai zum Beispiel ...

Joschi: Ja, am besten schreiben wir das auf die Flyer, dann haben wir Druck.

Lisa, als Nordbahnhof e.V. zeichnet ihr für das Programm im Club verantwortlich. Ende letzten Jahres habt ihr die ersten Veranstaltungen in der »Frau Korte« gemacht. Wie fällt denn euer Fazit nach den ersten vier Monaten aus?

Lisa: Eigentlich ganz gut. Wir wussten von Anfang an, dass alles noch nicht fertig ist, dass es sich entwickeln muss. Nach dem ganzen Um- und Ausbau waren wir ziemlich erschöpft und es hat ein wenig die Energie gefehlt, die vielleicht noch nötig gewesen wäre. Aber wir haben das Gefühl, dass es sich gut entwickelt. Wir merken, wie das Publikum reagiert, und versuchen unsererseits, darauf



zu reagieren. Und was mir besonders wichtig ist: Wir sind sehr offen für Anregungen und Ideen, ganz egal, ob das die Deko oder das Programm betrifft, und wir suchen immer auch noch Leute, die sich hier engagieren wollen.

Joschi hat es ja gerade erwähnt, er hat schon ein bisschen damit zu kämpfen, dass die Leute den Weg hier hinaus finden? Wie ist das denn bei den Veranstaltungen im Club?

Lisa: Die Leute kommen, aber man merkt wirklich, dass es schwer ist. Es ist nicht immer leicht, sie aus dem Stadtzentrum hierher zu bekommen. Vor allem jetzt im Winter, wenn es dunkel und kalt ist. Da muss man sie schon durch das Programm, was man macht, überzeugen.

Was macht ihr für ein Programm?

Lisa: Wir veranstalten vorwiegend Konzerte, aber auch Partys, um einfach ein paar mehr Leute hierher zu locken. Unsere Konzerte sind meistens ja schon etwas spezieller und gehen eher so in Richtung Rock-Pop und Noise-Rock. Dazu gibt es noch externe Menschen, Initiativen und Vereine, denen wir die Möglichkeit bieten, hier eigene Veranstaltungen zu machen.



Wie zum Beispiel dem hEFt mit der hEFt-reliest Ende letzten Jahres. Und da war es ja nun so, dass der DJ, den wir für den gemütlichen Teil des Abends engagiert hatten, aufgrund der Hausordnung nur von Schallplatte auflegen durfte. Wir arbeiten – selbstredend – immer mit Profis zusammen, für ihn war das also kein Problem. Aber man fragt sich natürlich, findet man denn heutzutage noch genügend Musikunterhalter, die dieses Handwerk überhaupt beherrschen?

Joschi: Bis jetzt ja und es werden auch wieder mehr, denn die Platte hat ja ein kleines Comeback. Wichtiger, als dass sie das Handwerk perfekt beherrschen, ist mir vor allem auch, dass sie gute Musik auflegen – von Platte.

Wie seht ihr das, Lisa? War das eine gemeinsame Entscheidung von Frau und Herrn Korte oder kam das doch eher »par ordre du mufti«?

Lisa: Na ja, das kommt schon eher von Joschi, obwohl wir das unterstützen, da wir überwiegend auch Plattenhörer und -liebhaber sind. Und es ist auch nicht so, dass alles von Platte sein muss, was hier gespielt wird. Joschi geht es, denke ich, vor allem darum, dass keine MP3-Playlisten abgespielt werden. Wenn es selbstgemacht ist, kann es beispielsweise auch elektronische Musik sein.

Dass das Café im Mai eröffnen wird, ist ja spätestens mit der Veröffentlichung dieses Interviews amtlich. Was sind denn die nächsten Veranstaltungen im Club?

Lisa: Ja, wir hoffen das Beste! (*lacht*) Mitte April haben wir zum Beispiel die Indie-Pop-Band »Fenster« aus Berlin bei uns zu Gast. Es wird wieder feinsten HipHop geben, aber auch Heavy-Psych-Sounds aus den USA, Punk-Pop oder lokale Unterstützung von Martin Hansmann. Wir halten uns da bewusst vielfältig und es lohnt sich, einen Blick in das Programm zu werfen!

/// Interview: Alexander Platz, Foto: Benedikt Rascop

Campen & tauschen

Kulturakteure zusammenbringen, Öffentlichkeit erzeugen, Ressourcen teilen – das sind die Themen der Erfurter Kulturrauminitiative. Nachdem dieser lockere Zusammenschluss von freien, soziokulturellen Vereinen und Initiativen der Stadt bisher vor allem mit dem Veranstaltungsformat »Kultur flaniert« an die Öffentlichkeit getreten ist, gibt es nun ein neues Baby: das Projekt »Kulturtausch«.

Um das Projekt vorzustellen und die zukünftige gemeinsame Arbeit zu planen, lud die Kulturrauminitiative am 26. Februar ins Haus Dacheröden zum ersten »Kulturcamp« ein. Knapp 50 Teilnehmende diskutierten in Arbeitsgruppen, sammelten Ideen, entwarfen Pläne, legten Zuständigkeiten fest – und hatten auch noch Zeit, gemeinsam zu essen.

Mit dem Projekt sollen in den kommenden drei Jahren kooperative Instrumente und Formate entwickelt werden, die die freie Kulturszene der Stadt bündeln und stärken sollen. Dabei steht vor allem die Entwicklung einer digitalen Kommunikationsplattform im Vordergrund: Auf dieser »Piazza« sollen zukünftig Veranstaltungen zusammengeführt werden, Ressourcen (z.B. Technik, Ausstattung, Kompetenzen) getauscht oder hilfreiche Informationen zugänglich gemacht werden. Ein Redaktionsteam soll darüber hinaus dafür sorgen, dass die verschiedenen lokalen Medien enger zusammenarbeiten, indem etwa Beiträge zur freien Kulturszene mehrfach verwertet

werden. Auch für die kulturpolitische Aktivitäten der Kulturrauminitiative ist es wichtig, eine größere Öffentlichkeit zu erreichen. Der dritte wichtige Bereich des Projektes ist das Kulturcamp selber, das zwei- bis dreimal im Jahr stattfinden soll. Hier werden die Ergebnisse der verschiedenen Projektarbeitsgruppen zusammengetragen und weiterentwickelt.

Eine Arbeitsgruppe war auch für die Planung von »Kultur flaniert« zuständig. Seit zwei Jahren öffnen Einrichtungen der freien Kultur und Soziokultur gleichzeitig ihre Türen für interessierte Gäste. Die zentrale Frage war dabei: Wie kann man die über 30 Orte im gesamten Stadtgebiet besser miteinander verbinden? Einige schöne Ideen wurden entwickelt, wie etwa geführte Touren mit Bahn und Fahrrad. Man darf gespannt sein.

Bis zum nächsten Kulturcamp arbeiten die vier Arbeitsgruppen eigenständig weiter. Interessierte können jederzeit mit einsteigen. Plattform e.V. koordiniert als Projektträger die Prozesse und ist auch zentraler Ansprechpartner. »Kulturtausch« wird von der Kulturstiftung des Bundes gefördert. /// tp

*Weitere Informationen und Ansprechpartner
unter: www.werft34.de*



Im Klanggerüst

Der Hinweis in der Thüringer Landeszeitung vom 8. Januar 2016 »Jam-Session in der Magdeburger Allee im Klanggerüst« hatte mich neugierig gemacht und ich entschloss mich kurzerhand, der Einladung zu folgen.

Dazu muss bemerkt werden, dass ich 72 Jahre alt bin und in meinen besten Jahren, also vor einem halben Jahrhundert, ebenfalls der Musik und der damaligen Beatwelle verfallen war und als Gitarrist in der Band »Electrics« Beatles-Songs gespielt hatte. Ich war einfach neugierig auf das, was mich erwarten würde.

Also auf in die Magdeburger Allee Nr. 175. Da ich keine Ahnung hatte, wo die Session stattfinden sollte, befragte ich schnell das Internet und schloss mich später dann einem zielstrebig vorwärts gehenden jungen Mann an, der mir mit seiner auf dem Rücken getragenen Gitarre den rechten Weg wies. Schon als ich das Gebäude, eine alte Villa, vor mir sah, dachte ich sofort an den damaligen Jugendklub in der Reichartstraße. Ein gern besuchter Ort der damaligen Jugend. Hier nahm auch die Karriere des weit über die Grenzen Deutschlands bekannten Erfurter Blues-Musikers Jürgen Kerth ihren Anfang.

Beim Betreten der Villa, die einstmals dem Direktor der Malzwerke Erfurt als Domizil gedient hatte, fand ich mich wieder in einer ganz anderen Welt, die mir aber zugleich sehr bekannt vorkam. Eine nette junge Dame beantwortete mir alle Fragen, die mich bewegten. Dazu umging mich Musik von Chopin, Schubert, Schumann und Mozart. Eine anheimelnde Stimmung verbreiteten die aufgestellten Teelichte. Ich war angenehm überrascht und versank in einer der bequemen Sitzgelegenheiten, um meinen Gedanken nachzugehen. Langsam trudelten die »Herren der Schöpfung« ein, welche unschwer als Musiker zu erkennen waren. Die freundliche Begrüßung der Ankommenden verriet, dass man sich kannte. Ihr Aussehen war stark geprägt von individueller Lässigkeit. Mütze, Schal und Kleidung vervollständigten ein Outfit, das zu unseren Zeiten Anstoß zur Diskussionen gegeben hätte. Auf der Bühne stand alles bereit für einen klangvollen Musikgenuss.

Was hätten wir damals darum gegeben, wenn wir so eine technische Ausstattung vorgefunden hätten, die hier jedem »Jammer« zur Benutzung bereitstand. Meine Gedanken schweiften ab zum schweren Anfang in den sechziger Jahren, wo ein großes Radiogerät als Verstärker reichen musste. Es dauerte aber nicht lange, da waren die ersten selbstgebastelten

Verstärker in Betrieb. Ein Herr Eichhorn aus Erfurt, selbst Musiker, tat sich hier besonders hervor. Man wusste sich zu helfen in diesen Zeiten. Ein alter Opel Dixie mit Speichenrädern karrte uns von einer Mugge zur anderen.

Hinterher fuhr ich mit dem Motorrad, einer MZ 175, die Gitarre auf dem Rücken. Unsere Begeisterung war grenzenlos, aber auch die unseres jungen Publikums. Der Dixie war bald Schrott. Alles war irgendwie behelfsmäßig. Das tat unserer unbändigen Lust auf Shadows-Kompositionen und vor allem Beatles-Songs keinen Abbruch. In Nottleben, in der Dorfgaststätte hatten wir damals einen unserer Auftritte. Der Saal war mit einer Empore versehen, die ringsherum verlief, auf dem sich die Eltern der tanzlustigen Jugend niedergelassen hatten. Diese beobachteten voller Neugier und teilweisem Entsetzen das Treiben ihrer Schützlinge aus sicherem Abstand. In Udestedt in der Dorfgaststätte sind wir in den morschen Brettern der kleinen Bühne eingebrochen. Auf der IGA ist unserem Basisten eine Saite weggeglüht, als Folge missglückter Basteleien am Verstärker.

Ich wurde in meinen Gedankengängen unterbrochen von den ersten Klängen der jungen Musiker. Man spielte sich ein. Eine störende Bierflasche wurde mal schnell in die Gesäßtasche gesteckt und dann ging es furios los mit den harten Klängen der Leadgitarre.

Sie wird anders gespielt, merkte ich, kompromisslos, hart und mit Tönen, an die ich mich erst gewöhnen muss. Auch die Grifftechnik ist eine andere. Hatten wir noch darauf geachtet, die wunderbaren Harmonien der Beatles-Songs originalgetreu wiederzugeben – wobei das Englisch dabei eher ein Phantasieprodukt war –, so spielen hier andere Regeln eine Rolle. Geblieben sind der Eifer und die Musizierfreudigkeit.

Die Dezibelzahlen verführen schnell, wie auch zu unseren Zeiten, dass man sich verliert in den vielfach verstärkten Klangvariationen. Aber auch leise Töne können von erstaunlicher Wirksamkeit sein. Diese Erkenntnis liegt noch vor den jungen Leuten. Ich kann mich aber auch täuschen. Doch eines ist sicher, dass das Unternehmen Klanggerüst eine starke Stütze darstellt für Ideen, mit denen man die heutige Jugend und Musiker zu begeistern weiß. Schließen möchte ich meine dankbar aufgenommenen Eindrücke mit dem Zitat: »Musik hat nie ein Herz betrogen, doch tausend Herzen stets erfreut«.

/// **Günter Jocksch**

Von Erfurt nach Idomeni

Ende Februar/ Anfang März fahren VertreterInnen von Radio F.R.E.I. und der Naturfreundejugend Erfurt zu einem Hilfseinsatz nach Idomeni. Ein Lagebericht von der mazedonisch-griechischen Grenze

»Idomeni ist ein Dorf der Gemeinde Peonia in der nordgriechischen Region Zentralmakedonien«. So schmucklos, so nüchtern lautet der aktuelle Wikipedia-Eintrag. Gerade einmal 154 Menschen leben hier in diesem Ort, der in den ersten Monaten dieses Jahres ein Symbol geworden ist – für die Hoffnung der 12000 Flüchtlinge, die hier ausharr(t)en, für das Versagen der europäischen Flüchtlingspolitik, aber auch für Hilflosigkeit und Überforderung der zuständigen Behörden. Zeilen wie diese sind leicht geschrieben – zusammengesetzt aus den Agenturmeldungen, Hintergrundgesprächen mit Experten, Zitaten aus anderen Medien, in der Regel notiert und gelesen in sicherer Entfernung vom eigentlichen Geschehen.

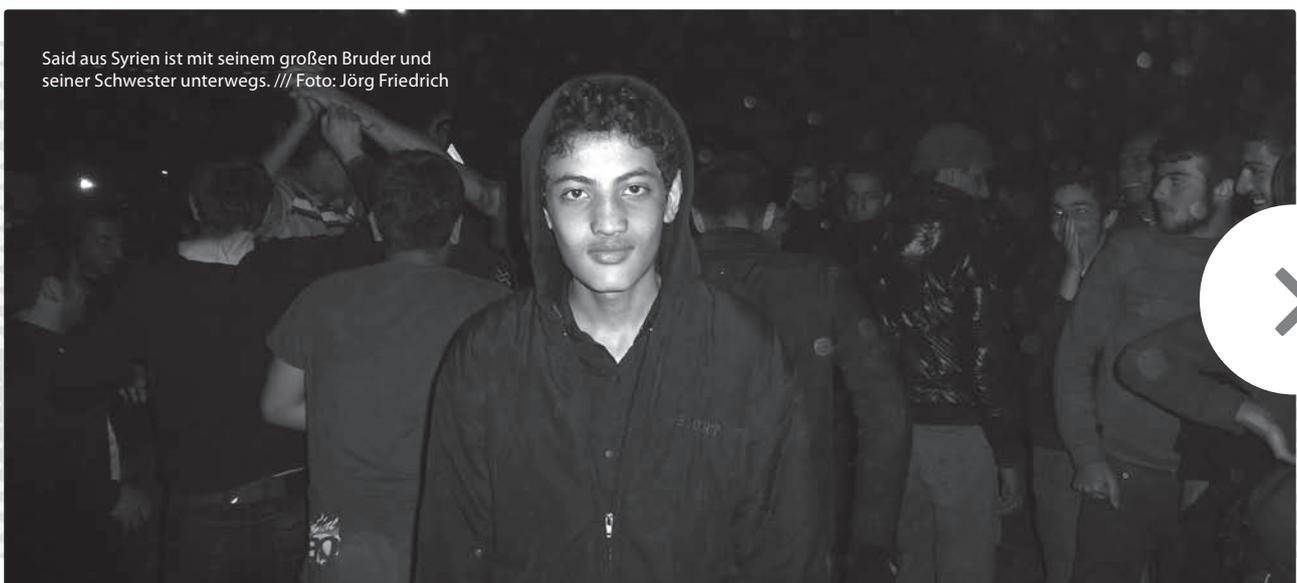
Eigentlich reicht das nicht. Radio F.R.E.I. und die Naturfreundejugend Erfurt entschlossen sich daher Ende Februar/ Anfang März zu einem dreiwöchigen Hilfseinsatz. Im Vorfeld hatte man durch Spendenaufrufe Küchenutensilien und Kleidung gesammelt. Vor allem große Kochtöpfe waren gefragt oder Schuhe in kleineren Größen für männliche Flüchtlinge. In zwei Bussen fuhren rund 20 Helfer zunächst in einer mehr als zwanzigstündigen Fahrt ins serbische Dimitrovgrad an der bulgarischen Grenze. Als dort das Registrierungslager schloss, entschied man sich kurzerhand nach Polykastro nahe Idomeni an die griechisch-mazedonische Grenze zu fahren. Dort hatte sich währenddessen die Lage zugespitzt, nachdem EU-Staaten, wie Ungarn, Slowenien und Kroatien, aber auch Nicht-EU-Staaten, wie Serbien und Mazedonien, ihre Grenzen schlossen und

damit die Balkanroute für Flüchtlinge de facto unpassierbar machten. Ein egoistisches, nationalstaatliches Denken aus einer vergessenen geglaubten Zeit bestimmte diese Entscheidungen, die kurzfristig dem jeweiligen Land Spielraum verschafften, langfristig aber überhaupt nicht helfen. Im Gegenteil, Griechenland bekam nun den schwarzen Peter zugeschoben und muss für rund 42.000 Flüchtlinge im eigenen Land (Stand Mitte März) eine Lösung finden.

Unter den Rahmenbedingungen dieser politischen Großwetterlage war von Anfang klar, dass es emotional nicht einfach werden würde für die Helfer aus Erfurt. Schon im Vorfeld hatten sie riesigen Respekt vor der Reise, weil sie nicht wussten, was sie erwartet. Die Eindrücke waren vielfältig, einerseits gab es in kleineren Camps eine militärische Ordnung – dort wurde dann auch das Essen von Soldaten verteilt –, andererseits versinken die Camps durch die zwischenzeitlichen Regenfälle immer wieder im Schlamm. An jeder freien Stelle hingen Kleidungsstücke zum Trocknen, die durch Regen erneut nass werden. Es gab Telefoninseln und Kontrollen, wenn Journalisten fotografieren. Hinzu kamen seltsam-zufällig historische Referenzen. Ein Neben-Camp ist auf dem Militärflughafen von Polykastro untergebracht, der Hangar wurde während der deutschen Besatzung im 2. Weltkrieg gebaut.

Das Schlimmste für die Menschen vor Ort ist sicherlich die Ungewissheit über ihr weiteres Schicksal. Die Weltnachrichten über die Beschlüsse der EU-Gipfel sickern auch nach Idomeni

Said aus Syrien ist mit seinem großen Bruder und seiner Schwester unterwegs. /// Foto: Jörg Friedrich



durch. So sollen die Bootsflüchtlinge, welche über das Ägäische Meer gekommen sind, wieder in die Türkei zurückgeschickt werden. Dafür sollen dann syrische Flüchtlinge auf dem Landweg aufgenommen werden. Es ist der Versuch, die Wasser-Schlepperwege auszutrocknen und die Flüchtlingsrouten besser zu kontrollieren. Es ist aber auch das Geschacher um Menschen, welches Helfer Roman wütend macht. »Du siehst die Menschen jeden Tag, du sprichst mit ihnen, du hörst ihre Geschichten, du siehst ihre momentane Lage, es ist eine Schweinerei. Ich würde fast sagen, es ist illegal gegenüber Menschenrechten, wie Europa über das Leben von Menschen verhandelt«, sagt Helfer Roman im Radio F.R.E.I.- Gespräch. Es sind Momentaufnahmen, die noch lang im Gedächtnis bleiben. Erst vor Ort sei ihm wirklich bewusst geworden, was es heißt, eine Grenze zu schließen, so Helfer Josh. Tore seien nicht einfach nur verschlossen, sondern zugeschweißt worden. Das mache die Sache so endgültig.

Die wichtigste Aufgabe der Helfer: Essen kochen und verteilen bzw. den Flüchtlingen Kleidung und Schuhwerk bringen. Die Tage liefen daher ähnlich ab, so Helfer Josh gegenüber hEFt. Früh gegen 9 Uhr gab es erst einmal eine erste Besprechung über die aktuelle politische Situation, aber auch über Nachrichten, die man aus erster Hand in den Camps gehört hatte. Dann ging es darum, das Essen zuzubereiten. Das indische Gericht Masala und Suppen wurden überwiegend gekocht, allesamt vegetarisch. Gegen 18 Uhr war dann meist der Großteil des Essens für 5000 Flüchtlinge fertig. Dieses wurde dann in Wärmebehältern verpackt und von 25 Helfern nach Idomeni gebracht. Dort wurde es dann in einer Art Wagenburg an die Leute verteilt. In der Regel lief die Essensverteilung geordnet ab, aber es kam auch vor, dass eine Frau mit Baby und Kind am Arm vorgelassen werden wollte und man »Nein« sagen musste.

Dennoch bleibt die Gewissheit, den Menschen vor Ort wirklich geholfen zu haben. Auch nach seiner Rückkehr nach Erfurt denkt Josh noch viel über Idomeni und die Menschen dort nach. »Ich habe einmal im Leben das Richtige gemacht. Ich habe nicht nur dabei gestanden und zugeschaut. Ich habe etwas getan in einer Situation, in der andere Leute Hilfe brauchen, die ich ihnen geben kann, ohne dass bei mir etwas verloren geht.« Gedanklich ist Josh immer noch in Idomeni, die Realität sei noch dort. Die ersten Gespräche in der Heimat seien seltsam gewesen, genauso wie der abendliche Einkauf im Supermarkt, so wie er es vor der Reise nach Idomeni gemacht habe, als sei nichts gewesen. In erster Linie sei er als Helfer und nicht als Journalist vor Ort gewesen. Und dennoch oder vielleicht gerade deswegen sind die Gespräche von Josh (und den anderen Helfern) mit Radio F.R.E.I. so authentisch geworden, ohne falsches Pathos zu transportieren. Keine klassischen Aufsager, wie man sie viel zu oft im Fernsehen hört, keine tradierte Bildgrammatik mit Flüchtlingslager im Hintergrund (das kann das Radio auch nicht leisten), kein Betroffenheitsgestus mit Dackelblick des Korrespondenten. Josh will sehr bald wieder helfen. Diesmal möchte er aber länger vor Ort bleiben. /// Reinhard Hucke

Die Gespräche von Josh und Roman sind unter www.radio-frei.de nachzuhören. Weitere Berichte über die Lage in Idomeni gibt es auf Facebook unter »Wir machen was: the Road to Idomeni«. Wer spenden möchte: www.aiddeliverymission.org

Zelten auf den Gleisen /// Foto: Jörg Friedrich



Fünf Fragen an:

Deutsche Burger

Im kürzlich eröffneten Schnellimbiss »pleasure garden« in der Erfurter Salinenstraße haben wir drei Burger interviewt, die unerkannt bleiben wollen. Neben geschmacklichen Themen ging es dabei auch um Gesellschaft, Politik und den Rest der Welt.

Guten Tag, hätten Sie eine Minute Zeit für ein kurzes Interview?

Besorgter Burger (BB): Ich mag das nicht, wenn mich Fremde ansprechen.

Wutburger (WB): Mit Leuten von der Lügenpresse rede ich nicht.

Gutburger (GB): Selbstverständlich. Worum geht's?

Wir interessieren uns für Dinge, die in Thüringen passieren. Was gefällt Ihnen hier besonders?

BB: Na gut, da Sie Landsmann sind, mache ich bei Ihrer Befragung mit. Thüringen ist ein schönes Land. Ich lebe gerne hier wegen der aufgeschlossenen Menschen, der vielen Sehenswürdigkeiten und wegen Goethe und Schiller.

WB: Sie fragen mich, was ich an Thüringen toll finde? Na, Sie haben vielleicht Nerven! Wehe, Sie verdrehen mir später die Worte im Mund! Also, Thüringen ist der Nabel, die Mitte, das Nervenzentrum Europas. Thüringen bedeutet für mich Treue, Tradition und Taten-drang, weil hier alles so ist, wie es war und wie es bleiben soll.

GB: An Thüringen mag ich persönlich die guten Studien- und Ausbildungsmöglichkeiten für junge Leute wie auch das ausgeglichene Verhältnis zwischen Natur und Wirtschaftsstandorten.

Klingt fast so, als sei Thüringen das Paradies. Welche Dinge gefallen Ihnen nicht?

BB: Naja, wenn Sie eine ehrliche Meinung hören wollen: Seit der Wende hat sich ziemlich viel verändert. Und das nicht immer nur zum Guten. In der Zeitung steht, in Thüringen soll bald Vollbeschäftigung sein – wie in den guten, alten Zeiten. Trotzdem sind die meisten Leute in meinem Bekanntenkreis seit längerer Zeit arbeitslos.

WB: Da geht mir der Hut hoch, wenn ich die Frage höre! Mach' doch mal die Augen auf, dann siehst Du, was hier falsch läuft! Die eigene Meinung kann ich ja nicht mehr sagen. Unser Staat ist eine einzige GmbH made in Amerika. Wir steh'n unter Verwaltung der Siegermächte, Mensch. Wir werden geschrópft, ausgebeutet und mit Chemtrails verseucht. Und Flüchtlinge werden zu uns geschickt, um uns zu dezimieren.

GB: Mir gefällt nicht, dass bei kulturellen und bildungstechnischen Angelegenheiten der Rotstift als erstes angesetzt wird, wenn's finanzielle Probleme gibt. Weniger Bildung heißt konkret, junge Menschen zu Ignoranz und Unkultur zu erziehen. Und solche Leute schaden einfach unserem Land in der Wirkung nach innen und nach außen.

Was würden Sie persönlich gerne in Thüringen verändern?

BB: Ich hätte gerne mehr Angebote für mich, meine Familie und meine Freunde. Man hat uns schon viel versprochen, aber dann hat man diese Bedürfnisse vergessen oder vielleicht fielen sie auch unter den Tisch, weil globale Krisen wichtiger waren.

WB: Meine Jungs von der Partei werden das schon richten. Die sind gerade dabei, hier alles mächtig umzukrempeln. In weniger als drei Jahren ist Schluss mit lustig, das kann ich Ihnen sagen! Thüringen soll einheitlicher werden, nix mehr mit Wischiwaschi-Gelaber aus den Bonzen-Etagen. Diese Wirtschaftsmafiosi werden sich noch wundern!

GB: Thüringen und seine großen Städte waren vor vielen Jahren Zentren des konstruktiven Dialogs: literarisch, religiös, musikalisch und politisch. Ich fände es schön, wenn sich die Menschen wieder konstruktiv miteinander austauschen könnten. Dann würden auch keine Häuser mehr brennen. Dumme Menschen würde ich mir wegwünschen wollen, wenn Sie meine ehrliche Meinung wissen wollen.

Eine letzte Frage: Für welches Gericht haben Sie sich hier im Schnellimbiss entschieden?

BB: Ich bin mir noch unschlüssig. Neben der gut-burgerlichen Karte gibt's ja auch internationale Küche: Bulgur, Risi-Pisi oder Cevapcici. Wissen Sie was, ich probier' mal was Indisches: Chicken Massala.

WB: Pommes Schranke, klar, Mann. Da kann die Karte noch so lang sein. Oder vielleicht ein Wiener Schnitzel. Was der Bauer nicht kennt, isst er nicht. Basta.

GB: Ich komme oft hier her. Deswegen kenne ich im Großen und Ganzen die Speisekarte. Heute habe ich Lust auf was Vegetarisches. Zu viel Fleisch macht aggressiv, zu viel Hormone und Testosteron drin.

/// Interview: Bürger Donald McKing

FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE



Im Garten der Lüste

Um es gleich vorweg zu nehmen: Es geht hier nicht um die anstehende BUGA 2021 in Erfurt (was auch immer lustvoll daran sein soll, auf stiefmütterchengesäumten Wegen zu latschen).

Es geht auch nicht um das Triptychon »Der Garten der Lüste« des Malers Hieronymus Bosch, wenngleich es da durchaus gewisse Parallelen zum Fußballspiel des RWE gibt. Im Garten Eden des linken Flügels – Sinnbild für zauberhaften Fußball – war der RWE noch nie zu Hause. Und aktuell droht der FC Rot-Weiß Erfurt aus dem Paradies der 3. Liga direkt in die Hölle der 4. Liga abzusteigen.

Hauptsache drin bleiben, lautet deshalb die Devise beim Drittligisten. Der Klub versucht derzeit wirklich alles, um dem drohenden Abstieg aus der 3. Liga zu entgehen. Da wird auch mal die Sex-Karte gezogen. Neulich holte man im Heimspiel gegen Halle sogar das Erfurter FKK-Paradies ins Stadion. Der Sex-Klub warb dort auf einer digitalen Bande. Was raus kam, war ein schlaffes 1:1. Offensichtlich war keiner der RWE-Pfeifen geil auf das Spiel. Auch ansonsten ist das, was derzeit im Steigerwald-Stadion angeboten wird, kein wirklicher Lustgewinn. Offensichtlich stimmen der Testosteronspiegel und das Sexualverhalten der Spieler nicht ganz. Dabei ist die Sex-Frage so alt wie der Sport. Schon in der Antike befürchteten die Olympioniken, dass Sex vor dem Wettkampf zu Leistungsabfall führen könnte – so hat es Plato überliefert. Dagegen hielt Plinius der Ältere das Sexverbot für kompletten Unsinn. Im Jahre 77 schrieb er, dass träge Athleten durch den Liebesakt wiederbelebt würden. Der Ex-Bundestrainer Berti Vogts meinte dazu nur: »Sex vor einem Spiel? Das können meine Jungs halten, wie sie wollen. Nur in der Halbzeit, da geht nichts.«

Der Streit um die richtige Vorbereitung auf ein Spiel ist auch heute noch in vollem Gange. Fest steht, dass das männliche Sexualhormon die Aggressivität und Kampfbereitschaft steigert, und deshalb ist beim Fußball ein hoher Testosteronspiegel von Vorteil. So ergab eine britische

Studie mit Fußballspielern, dass das Testosteron bei Heimspielen stärker ansteigt als auswärts. Schlaue Sportpsychologen nehmen an, dass die Verteidigung des eigenen Territoriums vor den eigenen Fans das Dominanzverhalten und die Testosteronausschüttung aktiviere. Fans nennen sowas Heimvorteil. Von diesem war in den letzten Spielen des RWE kaum etwas zu spüren. Gerade so, als hätten die Spieler wenige Stunden vor dem Anpfiff noch ein Schäferstündchen mit den Spielerfrauen eingeschoben. Wie sonst ist der offensichtlich rapide Abfall des Testosteronspiegels zu erklären? Die Gretchenfrage ist also, wie es sich mit Sex am Vorabend verhält. Hier haben Studien gezeigt, dass die körperliche Leistungsfähigkeit doch nicht gemindert wird. Allerdings waren die Testpersonen lang verheiratete Ehepaare, deren Energieverbrauch bei der Kopulation auf 25 bis 50 Kilokalorien geschätzt wurde, das entspricht einmal Treppensteigen in den zweiten Stock. Das heißt, zumindest die Rot-Weiß-Allstars könnten, wenn sie denn wollten oder noch können.

Wie auch immer, Rot-Weiß braucht dringend wieder mehr Durchschlagskraft. Dafür holte Erfurt zu Beginn des neuen Jahres den Ex-Trainer von Arminia Bielefeld und Energie Cottbus, Stefan Krämer. Dass er der richtige für den Job ist, hat er nicht nur mit seiner aktuellen Punktbilanz untermauert. Dass er weiß, worauf es ankommt, hat er in einem Interview mit »Sky Sport News HD« eindrucksvoll beschrieben. Auf die Frage, was er dafür tut, dass der Klub die Klasse hält, antwortete er: »Ich stehe jeden Morgen auf und presse alles aus mir heraus, was in mir steckt.«

Ich bin mir sicher, so einer wird Rot-Weiß aus dem Tabellenkeller führen. Einer, der 90 Prozent seiner Wachzeit dem Fußball widmet und die restlichen zehn Prozent auf Freundin, Hunde und Essen aufteilt. Einer, für den das Gleiche wie für die Spieler gilt: alles dem Ziel Klassenerhalt unterordnen. Da bleibt nicht mehr viel Zeit für Sex – und das ist gut so. /// **Stefan Werner**

Termine

7. April, 20 Uhr, Franz Mehlhose, Erfurt: Lesung mit Jakob Hein aus seinem Roman »Kaltes Wasser«

12. April, 20 Uhr, Café Wagner, Jena: Lesung mit Marion Brasch aus Marion Brasch/ Matthias Friedrich Muecke: Die irrtümlichen Abenteuer des Herrn Godot

15. April, 20 Uhr, Iconotop – Galerie Christian Finger, Weimar: In guter Nachbarschaft – Lesebühne in Weimar, Moderation: Mario Osterland

15. April, 20 Uhr, Haus am Breitstrom (Ratsgymnasium), Erfurt: Lesung mit Christoph Hein aus seinem Roman »Glückskind mit Vater«

26. April, 20 Uhr, Billes Restaurant, Erfurt: LEA – Lesebühne Erfurter Autoren

29. April, 20 Uhr, Franz Mehlhose, Erfurt: 2. Thüringer Diary Slam

9. Mai, 19:30 Uhr, Schillers Gartenhaus, Jena: Lesung mit der Dichterin Elke Erb in der Reihe »Die Gunst des Augenblicks«, Moderation: Nancy Hüniger, Helmut Hühn.

12. Mai, 20 Uhr, Comma, Gera: »Das Leben ist (k)eine Kunst«, Lesung mit Wladimir Kaminer

19. Mai, 19:30 Uhr, Baumkronenpfad: »Thüringen in kleinen Schritten – Notizen vom Hörenden Fußmarsch« – Lesung mit Nikolaus Huhn.

20. Mai, 19:30 Uhr, Buchhandlung Leselust, Eisenach: »111 Gründe, Rot-Weiß Erfurt zu lieben«, Lesung mit Michael Kummer

8. Juni, 20 Uhr, Kulturhaus der Eisenbahner, Meiningen: 10. Poetry Slam

22. Juni, 19:30 Uhr, Schillerhaus Rudolstadt: »Thüringen im Licht« - Gedichte aus 50 Jahren, Lesung mit Steffen Mensching, Harry Weghenkel und Moritz Gause, Moderation: Daniela Danz

Neues Literaturfestival in Erfurt

Unlesbarkeit.txt, Text.txt, Off-Literatur-in-Erfurt.txt. Leere Hyperlinks, Sinnloses im hEFt und .doc, nervige Tautologie oder pseudo-elaborierte Cybersprache. Im schlimmsten Fall sogar all das? Vielleicht gar nichts davon? Sondern schlichtweg eine Ankündigung: Aus Alt und Neu-Alt mach ganz Neu: »Das Festival der Unlesbarkeit«, kuratiert und präsentiert von Lit|Art Thüringen e.V. und Kulturtausch e.V. Getrieben von Namensneurosen, Wortgeiz und aus gespielter Eifersucht gelehmt und getextbandet, firmieren wir vom 10.-12.Juni 2016 unter dem Namen .txt; um Erfurt für ein Wochenende mit Kopflastigem, Freigeistigem, Literarischem, Filmischem, Musikalischem zu dehnen, bis alles, was mit –fix– anfängt oder endet seine Gültigkeit verliert und nur noch eine Endung fortbesteht: Das ».txt«.

Unlesbarkeit. Für uns ist sie zum ersten Name und Programm. Für uns ist sie zum zweiten Versuch über die Unlesbarkeit wieder anzufangen zu lesen – wieder mit Freude zu lesen. Doch eben anders herum: Für uns bringt Unlesbarkeit Herangehensweisen von und an Literatur auf den Punkt, die über ein Verständnis des Lesens als Bildung und Zeitvertreib hinausgehen: Experimentelle, post-narrative Ansätze fallen darunter ebenso wie Bücher, die bloß in der Phantasie ihrer Autor*innen existier(t)en, Bücher, die Unlust machen wie Texte, die nicht materiell fixiert werden können. Dabei setzen wir uns in die Mitte eines enormen Theorietaumels; aber nur um diesen einmal links liegen zu lassen. Dafür zerlesene Musik wieder lesbar machen, gelesene Filme zu verlesen – der Kopf, Traum eines Zettels, die Nase in der Sonne. Oder: Um vier im Bücherturm, abends im Garten mit den Dissidenten.

Weitere Informationen in naher Zukunft unter:

www.literaturfestival-erfurt.de

www.textil-festival.de

Viele gute Filme

Ein Gedicht ist ein Gedicht, ein Film ein Film. Doch was passiert, wenn beides zusammenkommt? Dann entsteht ein Poetryfilm. Damit beschäftigt sich der Blog www.poetryfilmkanal.de. Für das hEFt sprach Stefan Petermann mit den beiden MacherInnen Aline Helmcke und Guido Naschert über Zebras, lange Küsse und Unsagbarkeiten. Außerdem erklären sie, weshalb der neue Weimarer Poetryfilmpreis gerade für Thüringer AutorInnen und FilmemacherInnen interessant sein könnte

Was muss man sich unter einem Poetryfilm vorstellen?

Guido: Zunächst einmal jede Adaption von Gedichten im Film. Das Spektrum reicht da von der Lyrikverfilmung im engeren Sinne über das multimediale Filmgedicht bis zum ›poetischen‹ Kurzfilm. Wobei der Zauber der Poesie ja gerade darin besteht, dass niemand so genau angeben kann, was sie ausmacht.

Aline: Man kann sowohl über Worte als auch Bilder Poesie entwickeln. Die Kombinatorik von Wort- und Bildelementen untereinander schafft Bezüge, die eine neue Perspektive eröffnen – auf etwas, das man so noch nicht gelesen, gehört oder gesehen hat.

Was ist für Euch das Besondere am Poesiefilm?

Aline: Ein Poesiefilm sollte meiner Auffassung nach keine Verfilmung eines Gedichts sein, sondern nach neuen Bezügen von Wort, Bild und Ton suchen. Ein guter Poesiefilm ist und bleibt immer vielschichtig.

Guido: Das Bild tendiert stark in Richtung Abbildung und Dokumentation, die Lyrik hingegen in Richtung Metapher und Unsagbarkeit. Damit ein guter Poesiefilm entsteht, müssen sich alle diese Momente jedoch zurücknehmen, wechselseitig ergänzen und erhellen. Dieses komplexe ästhetische Spiel gefällt mir.

Wie entstehen Poetryfilme? Sagen LyrikerInnen: Ich möchte gern Bilder zu meinen Worten. Oder wie läuft das?

Guido: Letzteres wohl eher selten. Wobei Festivals gelegentlich Preise für die Verfilmung von bestimmten Gedichten aus schreiben. Meist geht der Impuls von den Filmemachern aus. Aber das weiß Aline besser.

Aline: Meiner Erfahrung nach gibt es viele Filmemacher, die Ideen für Filmszenen im Kopf haben, aber nicht wissen, wie sie diese in einen Kontext stellen können. Sie suchen nach konkreten Bezügen für ihre Filme. Gedichte sind daher eine große Inspirationsquelle für die Filmemacher. Von Seiten der Lyriker habe ich sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Man muss verstehen, dass die eigentliche Intention eines Gedichts durch einen Film komplett umgeformt werden kann. Dementsprechend gibt es da eine verständliche Vorsicht, aber auch eine Menge Offenheit und Neugier.

Gibt es eine Szene in Deutschland?

Guido: Der wichtigste Impuls in Deutschland kam von der Literaturwerkstatt in Berlin, die 2002 erstmals ihr

ZEBRA-Filmfest der Dichtkunst veranstaltete. Das ZEBRA ist inzwischen so etwas wie das Zentrum der deutschen und internationalen Szene. Es findet alle zwei Jahre statt.

Der Poetryfilmkanal hat seinen Sitz in Weimar. Warum gerade da?

Aline: An der Bauhaus-Universität gibt es seit vielen Jahren schon ein Interesse für den Poesiefilm. Und 2014 gab es die Ausschreibung »lab/p«, eine Kooperation, angeregt von OST-POL e.V., mit dem Deutschen Literaturinstitut Leipzig und der Bauhaus Uni, wo ich momentan beschäftigt bin. Das war eine sehr fruchtbare Zusammenarbeit, bei der Poesiefilme entstanden sind, die auf vielen Festivals gezeigt wurden.

Wie habt Ihr Euch gefunden und wie ist die Idee für den Kanal entstanden?

Aline: Wir haben uns über »lab/p« kennengelernt. Guido als Geisteswissenschaftler und ich als Filmemacherin – wir dachten, das ist eine gute Kombination, um zusammen das Genre zu erforschen – und schon ging's los!

Guido: Uns schien auch, dass wir nur durch einen Blog/Magazin, das heißt durch intensiveren Austausch, Gespräch und Diskussion das Thema weiterbringen und dauerhaft in der Region verankern können. Das war eigentlich der Ausgangsimpuls.

Was wollt Ihr mit dem Poetryfilmkanal erreichen?

Guido: Auf das unbekannte Genre aufmerksam machen, die Poetryfilm-Szene vorstellen, auf gute Filme hinweisen und unsere Erfahrungen weitergeben. Der Poetryfilm steht ja erst am Anfang und ist künstlerisch noch nicht richtig erforscht und auch im Schulunterricht noch nicht fest etabliert.

Aline: Die Filmanalyse ist für mich ein wichtiger Punkt, dafür haben wir auf unserem Blog die Rubrik ›Film des Monats‹: wir schauen genau hin, wie der Filmemacher mit der Verbindung von Wort, Bild und Ton umgegangen ist und auf welche Weise er oder sie das Gedicht aufnimmt.

Macht Ihr auch etwas jenseits des Blogs?

Guido: Wir veranstalten ab und zu Poesiefilmabende. Das fand bis jetzt in Weimar und Jena statt, kann sich in Zukunft aber auch auf ganz Thüringen ausdehnen.

Aline: Eine weitere Idee, die wir noch nicht umgesetzt

haben, ist eine Online-Plattform, auf der sich interessierte Filmmacher und Lyriker finden können, um zusammen an Poetryfilmprojekten zu arbeiten.

Ihr habt die erste Ausgabe eures Blogs unter dem Titel *Poetryfilm Magazin* drucken lassen. Warum war Euch das wichtig?

Guido: An Blogs gefällt mir oftmals nicht, dass sie nach ein paar Jahren unübersichtlich werden und niemand sich mehr für die alten Texte interessiert. Durch die permanente Archivierung der Beiträge im *Poetryfilm Magazin* als Flipbook oder PDF oder eben dem Magazin, räumen wir gewissermaßen immer wieder auf, hinterlegen alles in Bibliotheken und schaffen durch das anspruchsvollere Layout noch einmal eine andere Leseerfahrung.

Aline: Ein weiterer Aspekt der Magazinausgabe ist die Zitierfähigkeit der Beiträge. Für alle Beiträger ist das mit Sicherheit ein Motivationsgrund, Texte für unseren Blog zu verfassen.

Wollt Ihr selbst Poetryfilmer unterstützen? Gibt es da schon Projekte?

Aline: Einerseits unterstützen wir die Filmmacher natürlich dadurch, dass wir gute Filme sichtbar machen und auf unserem Blog diskutieren. Und ganz konkret biete ich im kommenden Semester ein Uni-Filmprojekt an, das sich an einen Gedichtzyklus des Weimarer Schriftstellers Hubert Schirneck anlehnt.

Guido: Seitens der *Literarischen Gesellschaft Thüringen* überlegen wir gerade, ein kreatives Werkstatt-Format zu schaffen, das unsere Projekte verbindet, in denen Poesiefilme entstehen. Das können universitäre Seminarprojekte sein, wie Aline sie gerade geschildert hat, aber auch Projekte in Schulen oder Independent-Projekte.

In diesem Jahr wird der erste *Poetryfilmpreis* in Weimar verliehen. Was hat es damit auf sich?

Aline: Dieser Preis ist Teil des Backup-Filmfestivals. Aus den Einreichungen werden wir einen Wettbewerbsblock zusammenstellen, aus dem eine Jury den Gewinner ernennt. Außerdem wird es ein Kolloquium und ein Podiumsgespräch geben.

Guido: Damit möchten wir die Beschäftigung mit dem Poesiefilm in Weimar und Thüringen anregen. Außerdem wollen

wir das Festival auch als Diskussionsforum und Plattform für Begegnungen nutzen. Hier können sich FilmmacherInnen und AutorInnen treffen.

Warum ist das Festival für Thüringen interessant?

Guido: Das Festival ist für alle interessant, die Kurzfilme mögen. Unser Wettbewerb dann noch einmal in besonderer Weise für alle, die Filme UND Literatur lieben und neugierig sind, eine neue Kunstform zu entdecken. In Thüringen hat man jetzt das Glück, dass das Festival direkt um die Ecke ist. Wer also darüber hinaus noch Leute kennenlernen will, muss nicht mehr weit fahren.

Aline: Es ist nicht so einfach, Kurzfilme dieses Formats zu sehen zu bekommen. In der Filmindustrie zählt vor allem der Featurefilm. Das Festival ist in diesem Sinne eine sehr wertvolle Institution. Und es ist erstaunlich und erfreulich, wie viele interessante Poesiefilme in dieser Region entstanden sind. Einige habe ich erst durch die Ausschreibung entdeckt.

Was habt Ihr noch für Pläne mit dem *Poetryfilmkanal*?

Aline: Jedes Magazin hat seinen eigenen thematischen Schwerpunkt. Nach unserem ersten Heft, in dem wir die Faszination des Poetryfilms allgemein erkundet haben, stehen als Nächstes die Auseinandersetzung mit Ton und Voice-Over an. Auch Schrift und Typografie im Poetryfilm ist ein spannendes Thema, dem wir uns noch eingehender widmen werden.

Guido: Außerdem wünschen wir uns eine durchgängig zweisprachige Ausgabe. Das wäre klasse, weil unsere Leser aus dem englischsprachigen Raum Schwierigkeiten mit den deutschen Texten haben und viele deutsche Leser ungerne englische Texte lesen. Wir sind sehr an einer internationalen Diskussion interessiert. Leider ist es nicht so einfach, Mittel für Übersetzungen einzuwerben.

Welche drei Poetryfilme muss man unbedingt gesehen haben?

Guido: Das kann ich nicht beantworten. Es gibt so viele gute Filme. Einige haben wir schon in unserer Rubrik ›Film des Monats‹ vorgestellt, zum Beispiel *Der Conny ihr Pony*, *Der längste Kuss* oder *Anna Blume*. Einfach mal auf den Blog gehen und reinschauen.

Aline: Genau!



Foto: Alexander Augsten



Foto: Catalina Giraldo Vélez

www.poetryfilmkanal.de
www.backup-festival.de

Gut investieren Kultur gewinnen

Mit der Genossenschaft
KulturQuartier Schauspielhaus

KOMM

www.kulturquartier-erfurt.de

www.facebook.com/KulturQuartierErfurt

PREVIEW im Schauspielhaus 6.–10. April || 6.4. | 20 Uhr | **hEft-reliert** || 7.4. | 19 Uhr
| **Kaleidoskop + Der Mann im Fahrstuhl** (Eröffnung Kunstraum) || 20 Uhr **Menschen
am Sonntag** (Stummfilm mit Livemusik) || 8.4. | 19 Uhr | **TEATRA PAK** (Improvisa-
tionstheater) || 21 Uhr | **Moving Bach!** (Tanztheater Erfurt) || 9.4. | 10 Uhr | **Arrietty**
– **Die wundersame Welt der Borger** (Zeichentrickfilm) || 14 bis 17 Uhr | **Blick hinter
die Kulissen** (Führungen durchs Haus) || 18 Uhr | **LIEBE MACHT GELD** (Bühnenge-
spräche) || 20 Uhr | **Konzert: The DD Affair** || ab 22 Uhr | **UNARTIG** (Party im Foyer)
|| 10.4. | 13 Uhr | **Literatur trifft Musik** || 15 Uhr | **Jahresempfang KulturQuartier
Erfurt** – Gut investieren – Kultur gewinnen!

Ausschreibung Thüringer Buchlöwe 2016

»Als plötzlich alles anders war« lautet das Thema des diesjährigen Schreibwettbewerbs Thüringer Buchlöwe für Kinder bis 14 Jahre, der von der Literarischen Gesellschaft Thüringen ausgeschrieben wird: »Stell dir vor, du kommst nach Hause, betrittst dein Zimmer und alles scheint anders zu sein. Möglicherweise hat sich nichts verändert, aber du hast plötzlich das Gefühl, in einer anderen Welt zu leben. Wie konnte das passieren? Und wie geht es nun weiter? – Stell dir vor, deine Mutter hat einen neuen Freund oder dein Vater hat in einer anderen Stadt eine Arbeit bekommen und nun verändert sich euer Familienleben. Du fährst in den Urlaub in eine Gegend, die du noch nie gesehen hast. Oder du ziehst um, in eine andere Stadt, in ein anderes Dorf oder gar in ein anderes Land. Alles ist dir fremd, du kennst niemanden. Bist du neugierig, was es Neues für dich bringt?«

Märchen, Geschichten und die Wirklichkeit sind voll von Menschen, die in die Fremde ziehen. Sie erleben dort Gutes und Schlechtes, finden Hilfe und können auch selbst anderen weiterhelfen, treffen auf Gefahren und bestehen so manches Abenteuer. Wie ist es, wenn Vertrautes fremd wird und Fremdes vertraut? Ganz sicher hast du selbst schon so etwas erlebt.«

Zum Thema können eine Geschichte oder drei Gedichte eingereicht werden, wobei die Geschichte nicht länger als 900 Wörter sein darf. Die Anzahl der Wörter muss unter dem Text vermerkt sein. Bei Überschreitung der maximalen Wortzahl wird der Text nicht für den Wettbewerb berücksichtigt. Gut leserliche, handschriftliche Einsendungen sind möglich. Einsendeschluss ist der 30. Juni 2016 und teilnehmen können Kinder und Jugendliche, die an diesem Tag noch keine 15 Jahre alt sind. Weitere Informationen und die vollständigen Teilnahmebedingungen finden sich unter:

[www.literarische-
gesellschaft.de](http://www.literarische-gesellschaft.de)



Foto: hEft



Die Kultur selber machen

Wir stellen unter der Rubrik »Aus der Provinz« in loser Folge eine Thüringer Stadt abseits der Städtekette Erfurt-Weimar-Jena vor und befragen ihre soziokulturellen Akteure, wie es sich dort lebt und arbeitet. Diesmal fahren wir in die schöne Stadt Ilmenau, genauer gesagt auf den Campus der Technischen Universität. Denn hier versammelt sich nicht nur ein Drittel der Einwohner der Stadt, hier haben auch die meisten soziokulturellen Vereine und Initiativen ihr Quartier. Ein Ort kurzer Wege und geballter Personalunion. Hier sprachen wir mit Thomas Mayenfels, Jana Popp, Silvan Haselbach, Caroline Lehmann und Andreas Weidner über den Kosmos Campus, die Grenzen des Engagements und die neue kreative Unruhe in der Stadt

Ilmenau hat sich den Werbeslogan »Ilmenau – himmelblau« gegeben. Was ist für euch hier himmelblau?

Thomas Mayenfels: Der Himmel ist es nur gelegentlich, heute zum Beispiel nicht. Aber wenn wir im soziokulturellen Kontext bleiben wollen, ist Ilmenau recht breit aufgestellt. Vom Campus ausgehend gibt es eine ganze Reihe Vereine, die in verschiedenste Richtungen streuen, seien es die Modellbauer, die Studentenclubs, die Kulturvereine und viele mehr.

Jana Popp: Ja, das stimmt. Allerdings steht und fällt das immer mit den jeweiligen Personen. Das heißt, sobald irgendwer aus Ilmenau weggeht, kann es passieren, dass eine ganze Sparte wegbricht.

Silvan Haselbach: Die Vielfalt ist schon sehr groß, was vielleicht auch daran liegt, dass Ilmenau an sich recht tot ist. Deshalb hat sich diese studentische Kultur hier entwickelt. Die Studenten haben sich ihre Kultur sozusagen selber gemacht.

Jana: Da hier auf dem Campus alles so eng beieinander liegt, ist die Vernetzung untereinander auch sehr hoch und vieles geschieht quasi in Personalunion, weil die aktiven Leute meist in mehreren Vereinen sind. Dieses gemeinsame Tun ist für mich das Himmelblau an Ilmenau.

Die Stadt nennt sich offiziell »Goethe- und Universitätsstadt«. Was ist für das Image der Stadt wichtiger, Goethe oder die Uni?

Thomas: Das hängt davon ab, aus welcher Perspektive man darauf schaut. Aus dem touristischen Blickwinkel betrachtet ist Ilmenau ein beliebtes Wanderziel und ein Erholungsort, da spielt das schon eine Rolle. Für die meisten Menschen, die hier leben und ihren Alltag verbringen, ist Goethe wohl eher von untergeordneter Bedeutung.

Jana: Es klafft tatsächlich eine Lücke zwischen dem, womit die Stadt offiziell für sich wirbt und dem, was diejenigen, die hier wohnen, wahrnehmen. So wird zum Beispiel seit Jahren darüber diskutiert, warum sich die Stadtkultur nicht mit der Campuskultur vermischt, was sicherlich auch mit der räumlichen Distanz zu tun hat. Die einen stören sich daran, die anderen nicht. Wobei sich das in den letzten Jahren auch etwas verändert hat, da es über Facebook und ähnliches leichter geworden ist, sich zu vernetzen.

Was uns schon ein bisschen verwundert hat: Die Stadt präsentiert sich auf ihrer Webseite zwar als Universitätsstadt, es gibt aber nur wenige Hinweise auf die reichhaltige studentische Kultur.

Thomas: Ja, da muss man schon den Ausfallschritt über die Webseite der Uni machen.

Aber das ist doch merkwürdig, oder?

Thomas: Ja, anscheinend möchte man das vom Stadtmarketing her getrennt halten. Den einzigen Schnittpunkt, den es gibt, ist der städtische Veranstaltungskalender, wo jeder seine Veranstaltungen eintragen kann.

Silvan: Wobei es durchaus städtische Unterstützung für studentische Projekte gibt, vor allem wenn es um interkulturelle und Projekte mit ausländischen Studierenden geht. Bei der ISWI, der Internationale Studierendenwoche in Ilmenau, hat uns zum Beispiel die Stadt die Bühne kostenlos zur Verfügung gestellt und wir sind auch unterstützt worden, um Veranstaltungen im Stadtpark machen zu können.

Caroline Lehmann: Vor den Kommunalwahlen 2014 gab es das Bündnis »Löwenzahn«, ein Zusammenschluss von kulturellen Vereinen und Akteuren der Stadt. Es wurden konkrete Forderungen gestellt, etwa für ein zentrales Kulturhaus oder ein Kulturbüro für die Koordinierung und Beratung soziokultureller Initiativen in der Stadt. Das war ein wichtiger Schritt zur gemeinsamen Artikulation unserer Interessen.

Der Verein Kulturelle Koordinierung e.V. (KuKo) ist ja genau dafür ein wichtiger Knotenpunkt hier an der Uni. Was steckt hinter dem KuKo?

Jana: Er ist ein Dachverein für Menschen, die sich kulturell engagieren und Projekte umsetzen wollen. Er bietet für die Mitglieder eine geschäftsfähige Basis, inklusive der Gemeinnützigkeit, und eine Unfall- und Haftpflichtversicherung für interne und öffentliche Projekte. Wir beraten, wie man Fördermittel beantragt und abrechnet, wo und wie man welche Klinke putzen und an welches Amt man sich wenden muss. Im Moment haben wir 19 AG und zwei Vereine als Mitglieder. Die meisten

AG sind so klein oder sie arbeiten so sporadisch, dass es sich für sie selbst nicht lohnen würde, einen eigenen Verein zu gründen. Derzeit fehlt es leider an Manpower im Vorstand, um wirklich auch einmal kreativ und strategisch Dinge zu denken und umzusetzen und nicht immer nur die dringendsten in Ordnung zu bringen. Dabei darf man nicht vergessen: wir sind ein ehrenamtlich geführter Verein. Zudem wechselt der Vorstand studiumsbedingt sehr häufig.

Klingt nach sehr viel Arbeit. Ist das überhaupt ehrenamtlich zu leisten?

Jana: Es ist schwierig. Das Hauptproblem ist das finanzielle Risiko, was man als ehrenamtlicher Vorstand trägt. Die größeren Projekte haben durchaus mal ein Volumen von 25.000 oder 30.000 Euro. Der KuKo-Vorstand hat zwar die zentrale Regelung der Projekte, aber konkret umgesetzt werden sie von den Projektleitern, die oftmals noch unerfahren in der Umsetzung solcher Großprojekte sind. Das ist mitunter richtig, richtig heikel.

Andreas Weidner: Es fehlt eine feste Struktur, immer weniger Leute lassen sich in Vorstände wählen, weil die Arbeiten eigentlich keine ehrenamtlichen Arbeiten mehr sind. Das muss man ganz klar so sagen. Bisher haben wir es leider nicht geschafft, eine Lobby für eine hauptamtliche Struktur aufzubauen.

Caroline: In den 1990er Jahren gab es hier fest finanzierte Stellen für Kultur, auch bei der KuKo. Die Leute haben die Vereine unterstützt und geschaut, dass sie Fördermittel bekommen, sie haben Weiterbildungen organisiert und Netzwerkarbeit betrieben. Um die Jahrtausendwende wurde das dann immer weniger und spätestens seit 2005 gibt es gar keine Hauptamtlichen mehr.

Wie funktioniert denn der Wissenstransfer, wenn es ständig Vorstandswechsel und keine hauptamtliche Struktur gibt?

Jana: So wie bei mir: Ich war früher im Vorstand und bin jetzt Assistenz des neuen Vorstandes.

Andreas: Inzwischen haben wir hier den Trend, dass Leute mit 17, 18 Jahren anfangen zu studieren und sich aufgrund der gestuften BA-MA-Studienstruktur auch nur kurz und punktuell engagieren. Auch dort ist eine massive Beschleunigung im Spiel: Wissen wird nicht aufgebaut und nicht weiter gegeben. Früher waren es die Diplomier, die diese Aufgaben übernommen haben, inzwischen verschiebt sich das in Richtung Promovenden bzw. wissenschaftlichen Mitarbeitern, was für Ilmenau auch ein Wirtschaftsfaktor ist. Wenn man sich anschaut, wer hier hängen bleibt und beispielsweise als wissenschaftlicher Mitarbeiter arbeitet, das sind überwiegend Leute, die früher in den zahlreichen Vereinen und Gremien, wie dem Studierendenrat (StuRa), aktiv waren.

Gibt es denn Unterstützung oder Förderung seitens der Uni?

Jana: Die Uni ist zwar der Grund, warum die Leute hier sind, aber die Uni macht diese Kultur nicht. Vieles wird aber sehr wohlwollend betrachtet und hin und wieder gibt es auch die Fürsprache der Uni, wenn es beispielsweise um die Nutzung

von Räumlichkeiten geht. Man muss dann auch nochmal unterscheiden zwischen Uni und Studentenwerk. Das Studentenwerk muss von der Satzung her unterstützen, und tut das auch, die Uni hat dafür eigentlich keine Mittel.

Silvan: Vor allem in den Medienstudiengängen wirbt die Uni sehr viel mit Praxisprojekten, die dann zum großen Teil von den Vereinen getragen werden. Das nutzen wir dann natürlich auch gerne, um ihr auf die Finger zu klopfen und daran zu erinnern, uns zu unterstützen.

Andreas: Der StuRa verteilt auch Fördermittel, allerdings läuft das inzwischen nur noch über Risikofinanzierung und Zuschüsse. Noch vor zehn Jahren gab es Festbetragsfinanzierungen. So ist es inzwischen kaum mehr möglich, Technik für das Studierendenradio HSF – immerhin das älteste deutsche Hochschulradio – anzuschaffen; man muss sich ein Projekt ausdenken und es darüber abrechnen. Und die neuen Studierendenräte sind zunehmend nicht mehr bereit, so etwas zu finanzieren. Das ist schon eine neue Denkweise. Und durch die ständigen studiumsbedingten Wechsel im StuRa setzen sich solche auf Kurzfristigkeit angelegten Denkweisen dann durch. Früher gab es eine Studierendenzzeitung, der HSF-Hochschulfunk hat immer weniger Hörer – die Medienlage auf diesem Campus halte ich für prekär.

Wo seht ihr die Gründe für diese Entwicklung?

Jana: Entscheidend war hier die Studienreform mit den Bachelor- und Master-Studiengängen. Durch die kürzen Studienzeiten ist die Verweildauer der Standard-Studierenden sehr gering. Man muss sich ja erstmal orientieren, und dann sind

sich viele nicht sicher, ob sie nach dem Bachelor noch hierbleiben wollen. So bleiben vielleicht zwei Semester für ehrenamtliches Engagement übrig.

Andreas: Was wir aber beobachten ist, dass etwa Vorstandstätigkeiten, die mit längerer Verantwortung verbunden sind, nicht mehr übernommen werden. Den meisten geht es um kurze Projekte mit schnellem Erfolgserlebnis. Man geht mit 100 Prozent rein, aber danach auch mit 100 Prozent wieder raus. Darüber hinaus sind auf dem Campus viele Wohnheimplätze weggefallen, die Studierenden sind also in der Stadt verstreut, der Campus ist für viele nicht mehr der Lebensmittelpunkt. Dadurch bekommen die Leute auch wesentlich weniger mit, was hier passiert. Und es verschiebt sich vieles ins Private: Die Leute gehen nicht mehr so oft in die Clubs, dafür gibt es nun beispielsweise die AG Wohnzimmerkultur des KuKo e.V., mehr WG-Partys und so etwas.

Thomas: Es hat sich auch so ein Habitus durchgesetzt. Man erwartet, dass man wie in einer Großstadt-Kneipe behandelt wird. Dass die Leute hinterm Tresen das ehrenamtlich machen, wird gar nicht mehr gesehen. Es herrscht immer mehr eine Dienstleistungshaltung: Ich komme als Konsument, möchte aber möglichst auch nichts dafür bezahlen. Eine Art von Verrohung, die ich nicht gut finde.

Dann gibt es ja noch die »Baracke 5«, die ja nicht auf dem Campus ist. **Thomas, du bist Vorsitzender des gleichnamigen Vereins, was ist die Baracke 5?**

Thomas: Seit 1999 betreiben wir auf einem Areal am Naturschutzgebiet an den Teichen ein Proberaumgebäude für lokale



Bands. Das war erst eine ehemalige Uni-Baracke, die besetzt wurde und später offiziell als Verein nutzen konnten. Nachdem unser Folgedomizil, das für uns saniert werden sollte, aus bis heute ungeklärten Gründen abgebrannt war, wurde von der Stadt an gleicher Stelle ein neues Gebäude errichtet, das wir seit 2009 nutzen können. Es gibt acht Proberäume für derzeit etwa 20 Bands und einen Clubraum für Konzerte und andere Veranstaltungen. Ein Problem aber, mit dem wir zu kämpfen haben, ist, dass wir von der Stadt unter anderem wegen der Nähe zum Naturschutzgebiet keine offizielle Akkreditierung bekommen, weshalb wir nur zehn Veranstaltungen pro Jahr durchführen dürfen. Wir hoffen, dass wir auch zukünftig Konzerte machen können, weil wir uns inzwischen schon als wichtige Institution in der Stadt mit einem kulturellen Auftrag sehen. Mittlerweile werden wir mit Konzert-Anfragen überhäuft.

Der ISWI e.V. ist einer der aktivsten Vereine in Ilmenau. Was ist euer Ansatz?

Andreas: Die Initiative Solidarische Welt Ilmenau, kurz ISWI e.V., gibt es seit 1992. Hauptaufgabe ist die Organisation der internationalen Studierendenwoche, die seit 1993 alle zwei Jahre in Ilmenau stattfindet, und zu der wir bis 400 Teilnehmende aus der ganzen Welt begrüßen. Auf dem Programm stehen Theateraufführungen, Konzerte, Workshops, Diskussionsrunden und vieles mehr – jedes Mal zu einem bestimmten Thema. Da sind dann alle Kulturvereine rund um den Campus mit am Start. Neben der Studierendenwoche machen wir auch ganz viel Integrationsarbeit auf dem Campus. Die Universität möchte internationaler werden, investiert aber ungenügend in die entsprechenden Strukturen. Wir als Verein fangen dann teilweise den gestiegenen Bedarf an Beratung im Ehrenamt auf. So bieten wir viele kontinuierliche Projekte an: Radio International, internationale Spieleabende, Diskussionsrunden zu aktuell-politischen Themen, wir veranstalten ein Umsonstfest und haben auf dem Campus ein Umsonstregal. Seit letztem Jahr engagieren wir uns auch intensiv im Ilmenauer Netzwerk für Geflüchtete.

Wie kam das Flüchtlingsnetzwerk zustande?

Andreas: Als 2014 die ersten Flüchtlinge nach Ilmenau kamen, haben wir uns bereiterklärt, den kulturellen Teil der Integrationsarbeit zu koordinieren; in der Zwischenzeit ist das Netzwerk infrastrukturell an unseren Verein angebunden. Wir haben dann Infoveranstaltungen auf dem Campus und in der Stadt organisiert, die eine sehr hohe Resonanz hatten. Es gab von den Ilmenauern eine große Bereitschaft zu helfen. Die ganze Koordinierung war nicht so einfach, schließlich haben wir inzwischen 350 Helferinnen und Helfer. Wir haben ein Paten-Projekt aufgebaut und bringen uns auch politisch ein. Viele unserer internationalen Studierenden, vor allem aus Syrien, helfen als Übersetzer und Vermittler. So unterstützen

wir auch andere ehrenamtliche Netzwerke und die Ämter, beispielsweise in Arnstadt. Die letzten Monate waren für uns zwar sehr anstrengend, andererseits ist in der Stadt eine kreative Unruhe entstanden, die wir vorher nicht kannten. Plötzlich waren Dinge möglich, die vorher kaum denkbar waren. So wurden uns vom Landratsamt kurzfristig Räumlichkeiten für ein Begegnungszentrum bereitgestellt, welches wir langsam beleben. Im letzten Herbst kamen Schülergruppen auf uns zu, die helfen wollten. Bei einem gemeinsamen Treffen kam die Idee, sich näher mit dem Thema „Flucht und Asyl“ auseinanderzusetzen und ein Projekt dazu durchzuführen. Und jetzt gab es einen Bildungstag mit 300 Schülern auf dem Campus, auf dem sie in selbst erarbeiteten Workshops ihren Mitschülerinnen und Mitschülern das Thema nahe gebracht haben. Da merkt man, was hier für ein Potential vorhanden ist.

Was wünscht ihr euch für Ilmenau in den nächsten fünf Jahren?

Jana: Ich wünsche mir, dass mehr Wertschätzung gegenüber der Kultur- und Ehrenamtsarbeit auf breiter Basis entsteht, sowohl bei den Konsumierenden, der Stadt als auch bei Unternehmen. Und dass sich hier der Kommunikationsfluss verbessert.

Andreas: Ich wünsche mir, dass Ilmenau eine ordentliche Ehrenamtskoordination oder eine Bürgerstiftung bekommt.

Thomas: Ich würde mich freuen, wenn die hiesige Politik und Verwaltung endlich die Scheuklappen von den Augen nimmt und registriert, was hier alles passiert. Und dass sich das auch in den Förderentscheidungen niederschlägt und die Subkulturen nicht weiter so rigoros ausgeschlossen werden.

Silvan: Ich wünsche mir einen mittleren Veranstaltungsort für eine Anzahl von 100 bis 1.000 Besuchern. Den gibt es gegenwärtig in Ilmenau nicht.

Caroline: Ich wünsche mir einen gesamtgesellschaftlichen Wandel: Nicht immer nur Wirtschaftsförderung, sondern auch mehr (Sozio-)Kulturförderung, weil (Sozio-)Kultur die Gesellschaft zusammenhält. Und ich wünsche mir, dass wir auch in fünf Jahren noch einen funktionierenden Staat haben und nicht von Rechtspopulisten regiert werden.

/// Interview: Alexander Platz und Thomas Putz

Silvan Haselbach, Assistenz des Vorstandes im Kulturelle Koordinierung e.V. (KuKo), bis 2012 Vorstandsmitglied im KuKo, außerdem im BC-Club aktiv

Caroline Lehmann, ISWI e.V. und aktiv im StuRa

Thomas Mayenfels, Vorsitzender des Musikvereins Baracke 5 e.V.

Jana Popp, Assistenz des Vorstandes im Kulturelle Koordinierung e.V. (KuKo), bis 2013 Vorstandsmitglied im KuKo

Andreas Weidner, ISWI e.V., ehem. StuRa und aktiv im Flüchtlingsnetzwerk Ilmenau



Foto: Sven Gatter



Man kann es schwer erklären, warum sich Menschen Woche für Woche an ihrem Lieblingsfußballverein abarbeiten. Sie jubeln, sie schimpfen, manchmal erkranken sie sogar. Wenn dieser Verein seit Jahren im Mittelmaß ausharrt und die große Zeit weit zurückliegt, muss die Frage gestattet sein, was das denn soll? Michael Kummer gibt uns in seinem frisch erschienenen Buch »111 Gründe, Rot-Weiß Erfurt zu lieben« Antworten auf diese heikle Frage. Mit Humor, Leidenschaft und Fachkenntnis führt er uns über dieses unübersichtliche Feld. Wir freuen uns, nachfolgend drei der 111 Gründe abdrucken zu dürfen. Auf dass wir verstehen, was uns umtreibt

111 Gründe, Rot-Weiß Erfurt zu lieben

28. Grund // Weil es Meckerer gibt, die am liebsten nach zehn Minuten wieder nach Hause gehen wollen: eine Hommage an den Block 5 im alten Steigerwaldstadion

Zu jedem Heimspiel kommen die gleichen Leute in Block 5, stellen sich so ungefähr an die gleiche Stelle wie 14 Tage zuvor. Man kennt sich, und man kennt sich doch wieder nicht, mehr als ein flüchtiges Nicken zum Nachbarn oder ein Blick in vertraute Gesichter, die allerdings zumeist ohne Regung bleiben, ist nicht drin. Und es gibt ein überaus seltsames Phänomen: die Meckerer. Kaum geht das Spiel los, wird über jeden Ballverlust, über jeden Fehlpass gemeckert, und dann auch noch behauptet, dass die Spieler doch die Woche über gar nicht richtig trainieren würden, und dass es ein Fehler sei, den Spieler X generell oder auf der Position Y aufzustellen und den Spieler Z draußen zu lassen.

Und überhaupt war das früher einfach viel besser, als das Steigerwaldstadion ständig voll war (was es übrigens nur sehr selten war, auch in der »guten alten Oberliga-Zeit«). Und die Krönung des Nervens der umstehenden Zuschauer ist es, wenn dann nach ungefähr zehn Minuten gesagt wird: Ach, hört doch auf, ich gehe gleich nach Hause! Woran man sieht, dass auch diese Meckerer den FC Rot-Weiß lieben? Weil sie eben nicht nach ein paar Minuten nach Hause gehen, sondern bis zum Schluss da bleiben, voll Aufregung und Anspannung. Und weil sie 14 Tage später wieder da sind: am gleichen Standplatz in Block 5.

Der FC Rot-Weiß schweißt zusammen und gibt (manchmal) ein Gefühl von Vertrautheit, ein Gefühl von Zuhause, vom richtigen Platz am richtigen Ort. Nein, woanders möchte man in diesen 90 Minuten einfach nicht sein. In Block 5 kommen die gleichen

Sprüche von den gleichen Leuten, die meisten sind jedoch mehr oder weniger stumm und bleiben während der 90 Minuten angespannt (es sei denn, es ist mindestens ein Zwei-Tore-Vorsprung durch die Erfurter heraus geschossen worden, was selten passiert). Das ewige Mantra der Dauergesänge ist ihre Sache nicht, ihr Traum ist ein vom Spielgeschehen abhängiges Unterstützen (auf Neudeutsch heißt das jetzt: Support), denn sie glauben, dass noch nie irgendein Spieler schneller gerannt ist oder besser geschossen hat, weil er 30 Minuten lang dieselbe Strophe eines Liedes gehört hat. Spielgeschehensabhängig heißt: Ist das Spiel langweilig, dann schaut man einfach nur zu, versucht taktische Züge und mögliche Schwachstellen des Gegners zu erkennen. Pfeift der Schiedsrichter dagegen offensichtlich für die Gäste, kennt die Empörung darüber keine Grenzen, noch besser ist es, wenn der Schiedsrichter offensichtlich Fehlentscheidungen beiderseits trifft und dann immer unsicherer und kleinlicher wird. Dann geht in Block 5 das wilde Pöbeln los, Emotionen pur, zumeist allerdings der unangenehmen Art. Am schönsten ist es natürlich, wenn die Rot-Weißen einfach nur schön oder zumindest souverän und am allerbesten, wenn sie schön und souverän spielen und auch noch führen. Euphorie! Euphorie! Und diese macht auch vor Block 5 nicht halt, wildfremde Männer lachen sich glücklich an, liegen sich in den Armen, und da ist es wieder, dieses Gefühl, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein.

Oh Block 5, wie werde ich dich in der neuen Arena vermissen!

82. Grund // Weil Rot-Weiß-Fans auch behinderte Falschjübler akzeptieren

Elias, der Bruder einer guten Freundin aus Eisenach, sagt von sich selbst, dass er der Jüngste und der Dümme in der Familie sei. Und in gewisser Weise stimmt das auch, denn er ist von Geburt an geistig behindert. Mittlerweile ist er 27 Jahre alt und geht seit circa 15 Jahren regelmäßig zu den Heimspielen des FC Rot-Weiß. Hier berichtet seine Schwester Details aus dieser innigen rot-weißen Liebe:

Bereits Tage vor einem Spiel wächst bei Elias die Anspannung, die Aufregung kennt keine Grenzen, und die Lust auf jedes rot-weiße Tor ist für sein gesamtes Umfeld offensichtlich. In anderen Teilbereichen des Lebens ist er nur bedingt auskunftsfähig, aber was den FC Rot-Weiß Erfurt angeht, weiß er alles: Spielernamen, Trainer, Ergebnisse, den Tabellenstand. Frag nach bei Elias, und du weißt Bescheid!

Schon die Zugfahrten von Eisenach nach Erfurt sind für Elias ein großes Erlebnis. Auf den Zwischenhalten steigen nach und nach weitere Rot-Weiß-Fans ein, die an ihrem Aussehen und ihrem Verhalten deutlich als solche erkennbar sind. Auch Elias hängt sich immer einen RWE-Schal um. Nach vorherigen Niederlagen des FC Rot-Weiß ist es allerdings im Zug schon einmal passiert, dass er so aufgeregt und in großer Vorfreude war, dass er andere Fans einfach ansprach und ihnen sagte, dass es heute doch auch wieder nichts werden würde mit diesen Stümpfern. Daraufhin wurde es ein wenig ruppig, und sie beschimpften ihn, dass doch Fans immer zu ihrem Verein halten müssen! Als Schwester konnte ich am Bahnhof die Wogen aber wieder glätten. Seitdem

sagt Elias immer: Der FC Rot-Weiß ist die beste Mannschaft, die schlagen alle und Rot-Weiß wird Weltmeister!

Im Stadion selbst ist Elias einer derjenigen, die laut mitjubeln, aufspringen und lauthals anfeuern. Wenn er denkt, dass der Schiedsrichter eine Fehlentscheidung getroffen hat, wird dieser beherzt mit Schimpfwörtern belegt. Er richtet sich dabei in erheblichem Maße danach, wie die um ihn herumsitzenden Anhänger reagieren. Pöbeln diese, pöbelt er einfach mit. Es ist allerdings schon passiert, dass er vor lauter Spielbegeisterung bei einem Tor der Gastmannschaft jubelte. Das eine oder andere Mal wurde es daher etwas brenzlig, denn er sitzt ja in einem Bereich der Erfurter Fans, aber letztlich konnte ich etwas Wunderbares beobachten: Die Erfurter Fans verzeihen sogar den falschen Torjubel, weil sie erkennen, dass ihn einfach das Spiel mitgerissen hat.

Die Liebe von Elias für seinen FC Rot-Weiß ist ein wichtiger Baustein seines Lebens. Für die Zukunft ist es ein Anliegen unserer Familie, dass er über diese Liebe es lernt, auf sein Geld zu achten und dieses gezielt anzusparen. Er bekommt derzeit zwei Euro Taschengeld pro Tag, das er aber sofort und konsequent in Kartoffelchips und Gummibärchen investiert. Seit einiger Zeit üben wir mit ihm, dass er von diesen zwei Euro einen zurücklegt, um damit die nächste Eintrittskarte anzusparen. Er ist auf jeden Fall mit Feuer und Flamme dabei, und erste Anfänge eines veränderten Konsum- und Sparverhaltens sind deutlich erkennbar.

Ich bin wirklich sehr froh, dass es Rot-Weiß gibt und dass der Club eine solche Rolle in seinem Leben spielt!

88. Grund // Weil Fußball in Erfurt für Jürgen Klopp ganz weit vorne liegt

In der Übergangssaison von der DDR-Oberliga zu den Bundesligen ging es für die Vereine aus der ehemaligen DDR um alles: Je nach Platzierung in der Abschlusstabelle der Saison 1990/91 sollte die Mannschaft dann in die 1. Bundesliga (bei Platz 1 oder 2) oder in die 2. Bundesliga (bei Platz 3 bis 6) eingeordnet werden. Von Platz 7 bis 12 war über Qualifikationsspiele ebenso das Erreichen der 2. Bundesliga möglich, alle anderen Mannschaften mussten in die neu gegründete und dann drittklassige Oberliga Nordost.

Nachdem der FC Rot-Weiß in der Vorsaison 1989/90 nur den 11. Platz erreichte und dabei lediglich einen Punkt mehr als der Absteiger Wismut Aue holte, waren die Aussichten für diese zukunftsentscheidende Saison düster. Und dennoch gelang es der Mannschaft, mit dem überragenden ungarischen Nationaltorhüter Péter Disztl und dem Stürmer Thomas Vogel den dritten Platz zu erringen. Trotz der Unattraktivität der NOFV-Oberliga und trotz der Tatsache, dass die meisten Menschen in den neuen Bundesländern aufgrund der gesellschaftlichen und auch wirtschaftlichen Umwälzungen dieser Zeit deutlich andere Interessen als Fußball besaßen, kamen zum letzten und entscheidenden Spiel gegen Stahl Brandenburg immerhin 11.000 Zuschauer in das schon damals vor sich hin gammelnde Steigerwaldstadion. Nach dem 2:1-Sieg war klar, dass der FC Rot-Weiß Erfurt in der Folgesaison dann in der 2. Bundesliga als Proficlub starten würde.

Mit großen Erwartungen waren die Spieler und Funktionäre des Erfurter Clubs, aber auch die Zuschauer in diese

Zweitligasaison 1991/92 gestartet. In zwei Staffeln mit je zwölf Mannschaften wurde die Meisterschaft ausgetragen, und leider gelang es dem FC Rot-Weiß Erfurt von Anfang an nicht, konkurrenzfähig zu sein. Bereits am ersten Spieltag unterlag man dem Halleschen FC zu Hause mit 2:3, wobei der Siegtreffer für die Gäste unglücklich in der 89. Minute fiel. Auch beim ersten Auswärtsspiel in Homburg gelang es nicht, das Unentschieden bis zum Ende zu halten, dort verlor der FC Rot-Weiß mit 0:1. Das Interesse in Erfurt und Umgebung am Zweitligafußball schwand schnell, waren am ersten Spieltag noch 6.500 Zuschauer ins Steigerwaldstadion gekommen, waren es beim zweiten Heimspiel nur noch 5.000. Gegen den SV Darmstadt 98 lagen die Erfurter bereits 0:2 zurück, ehe Jürgen Heun und Karsten Böttcher den Ausgleich schafften. Für Erfurt war es der erste Punkt, nur aufgrund des besseren Torverhältnisses gegenüber SV Darmstadt 98 war der FC RWE noch nicht Tabellenletzter.

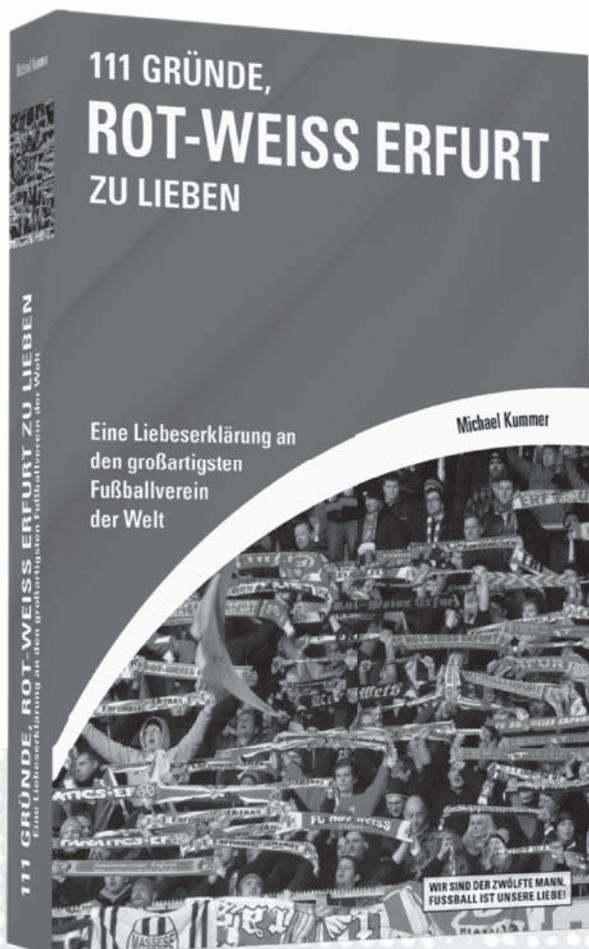
Der 1. FSV Mainz 05 war dagegen mit drei Unentschieden in drei Spielen in die Saison gestartet und stand im Mittelfeld der Tabelle. Die Chance für die Erfurter Mannschaft, im nächsten Spiel gegen Mainz und dann auch zu Hause den ersten Sieg einzufahren, war realistisch. Man wollte den Anschluss nicht verpassen, und dazu musste der erste Sieg her. Dementsprechend hatten sich die Erfurter für dieses an einem Dienstagabend im August 1991 stattfindende Spiel viel vorgenommen. Doch es kam

anders – und wie! Die 4.700 Erfurter Zuschauer staunten nicht schlecht, als sich ein Mainzer Spieler in den Vordergrund schob, der bisher nicht als Torjäger in Erscheinung getreten war: Jürgen Klopp. Schon in der ersten Halbzeit brachte er die Mainzer auf die Siegerstraße und schoss das 0:1 (36. Minute), ehe er kurz nach der Pause auf 0:2 (50.) und 0:3 (69.) erhöhte. Die nun völlig verunsicherte Erfurter Mannschaft leistete kaum noch Gegenwehr, und nachdem das 0:4 durch einen anderen Mainzer Spieler erzielt wurde, gelang es Jürgen Klopp mit seinem 0:5 in der 89. Minute zum einzigen Male in seiner Spielerkarriere, vier Tore in einem Spiel zu erzielen. Mehr als 20 Jahre später erinnerte Klopp an seine persönliche Sternstunde, die er in Erfurt erleben durfte. Nachdem Robert Lewandowski im Champions-League-Halbfinale gegen Real Madrid vier Tore in einem Spiel erzielte, sagte Klopp auf der anschließenden Pressekonferenz: *»Ich habe auch mal vier Tore geschossen. 1990 in Erfurt. Das ist in meiner persönlichen Geschichte auch ganz weit vorne.«*

Dass diese vier Tore Jürgen Klopp immer noch beschäftigt, macht sein Kommentar nach dem Freundschaftsspiel seiner Dortmunder Borussia bei Rot-Weiß Erfurt im Sommer 2012 deutlich. In Anspielung auf den traurigen Zustand des Erfurter Stadions sagte er damals: *»Hier hat sich seit 1991 ja überhaupt nichts verändert. Schon irgendwie traurig.«*

Beim Rückspiel in Mainz Ende Oktober 1991 trennten sich die beiden Mannschaften 2:2. Auf Erfurter Seite traf ein gewisser Željko Buvač, seit 2001 und bis heute Trainerassistent von Jürgen Klopp. Beide arbeiten nun für den FC Liverpool. Aber auch beim Spiel in Mainz war Jürgen Klopp unter den Torschützen. Von den insgesamt acht Saisontoren traf er fünfmal gegen den FC Rot-Weiß Erfurt. Leider.

Im weiteren Saisonverlauf entwickelte sich der FC Rot-Weiß zur Schießbude der Liga, der erste Sieg gelang erst am 10. Spieltag gegen den TSV 1860 München. Zu den Heimspielen kamen immer weniger Zuschauer. Waren es im September immerhin noch 2.500 gegen SV Waldhof Mannheim, so wollten Mitte Dezember das Spiel gegen den Chemnitzer FC mit seinem Trainer Hans Meyer nur noch 900 Menschen im Stadion anschauen. Am Ende der Spielrunde kam die Erfurter Mannschaft gerade einmal auf zwei Siege, vier Unentschieden, aber dafür auf 16 Niederlagen. In der folgenden Abstiegsgruppe wurden die Ergebnisse der Vorrunde beibehalten, die Chancen auf den Klassenerhalt waren damit sehr gering. Wiederum spielte man gegen Mainz, diesmal konnte mit 3:0 zu Hause gewonnen werden, nur noch 1.000 Zuschauer verfolgten das Spiel. Das nunmehr vierte Spiel gegeneinander innerhalb einer Saison verlor der FC Rot-Weiß dann wieder mit 1:3, Jürgen Klopp traf nicht, dafür jedoch erneut sein heutiger Assistent Buvač. // **Michael Kummer** (Mit freundlicher Genehmigung des Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlages)



Michael Kummer: 111 Gründe, Rot-Weiß Erfurt zu lieben
 Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag 2016
 288 Seiten, ISBN 978-3-86265-573-1

Falsche Flagge

Eine Laudatio auf die Abschaffung der verdeckten Ermittler von Hansjörg Rothe

An einem Februartag des Jahres 1946 fand die junge Berlinerin Ursula Hoffmann ihre 58 Jahre alte Mutter Elfriede tot in der gemeinsamen Wohnung vor – mit einem Strick erdrosselt lag sie neben zwei Soldaten der sowjetischen Armee, die ihren Alkoholrausch ausschließen. Ursula erstattete Anzeige bei der Polizei, doch die sowjetische Militäradministration zog den Fall an sich und verurteilte sie wegen »Spionage für eine ausländische Macht« zu 15 Jahren Haft, zwölf Jahre verbrachte sie in verschiedenen Straflagern. Auf die Frage, wer Elfriede Hoffmann erdrosselt haben könnte, geben die Gerichtsakten keine Antwort – Ziel der Verurteilung Ursulas war lediglich, ihr die Möglichkeit zu nehmen, mit anderen über den Mord zu sprechen.

Etwas anders wurde in einem weiter zurückliegenden Gerichtsverfahren argumentiert, dem aber ziemlich genau das gleiche Verbrechen zugrunde lag: Nicholas Rémy oder Nicolaus Remigius (1530–1616), herzoglich-lothringischer Geheimerat und Oberrichter, Verfasser der »Dämonolatria« von 1595, erzählt von einer Angeklagten namens Katharina, welche, »obgleich noch ein unmannbares Kind, im Kerker wiederholt ... vom Teufel genotzüchtigt worden«. Schließlich »fand man sie tot«, und die Akten halten fest: »Vermutlich hat der böse Feind ihr den Hals entzweigebrochen, damit sie zu keinem Bekenntnis kommen sollen«.

Besteht hier auch ebenso wenig Zweifel über die eigentlichen Täter wie im Falle der Elfriede Hoffmann, so zielt das angebotene Erklärungsmuster doch weit außerhalb des für heutige Leser Akzeptablen, und zwar prinzipiell. »Spionage für eine ausländische Macht« wird dagegen als mögliches Erklärungsmodell durchaus akzeptiert. Rückblickend kann sie zwar im konkreten Fall der Elfriede Hoffmann mit hundertprozentiger Gewissheit ausgeschlossen werden, aber dass es 1946 in Berlin gar keine Spione gegeben hätte, würde auch heute niemand behaupten. Wenn man nun unterstellt, dass Shakespeares Zeitgenossen auch nicht dümmer waren als wir heute, so lohnt es sich nach Gründen zu suchen für deren Geneigtheit, an die Täterschaft des Teufels bei bestimmten Ereignissen zu glauben. Wieso war der Teufel als Täter um 1590 eine ähnlich plausible Erklärung wie »Spionage für eine ausländische Macht« im Jahre 1946? Ein Grund dürften gerade solche Verbrechen gewesen sein, die von den offiziell als Bekämpfer des Teufels auftretenden Kräften verübt, aber dann so dargestellt wurden, dass man sie dem »Bösen Feind« in die Schuhe schieben konnte – ein Verfahren, das wir heute als »false flag operations« kennen.

Auch verdeckte Ermittler gab es damals schon. So empfielt der Hexenjäger Hartwig von Dassell 1597, wie man verstockte Kerkerinsassen leicht überführen könne: »Wenn sie

dort mehrere Tage zugebracht haben, gibt der Vogt eine weite Reise vor und läßt inzwischen die Verhafteten durch abgeschickte Weiber besuchen, die sich mit ihnen unterhalten und ihnen versprechen müssen, daß sie ihnen die Freiheit verschaffen wollten, wenn sie ihnen nur etwas Hexerei beibringen wollten.« Wenn Thüringen nun also die Praxis der verdeckten Ermittler bis auf wenige Ausnahmen aufgibt, nimmt das Land damit eine begrüßenswerte Vorreiterrolle ein. Das an der großen Zahl von V-Leuten gescheiterte NPD-Verbotsverfahren und die vielen Fälle der letzten Zeit, bei denen V-Leute des Verfassungsschutzes mutmaßlich in Verbrechen – also false flag operations – verwickelt waren, lassen vermuten, dass die Zahl der Straftaten nach dieser Maßnahme in Zukunft keineswegs nach oben schnellen dürfte. Auch hier kann Thüringen auf seine reiche Geschichte zurückgreifen: So war die Zahl der verurteilten Hexen in den einzelnen Landkreisen im 17. Jahrhundert erstaunlich ungleich verteilt und schien irgendwie mit einzelnen Amtspersonen zusammenzuhängen, wie zum Beispiel dem Rentmeister oder Amtsschösser Johann Benedikt Leo aus Georghthal. Im Zuständigkeitsbereich dieses Herrn, der die Steuern der etwa 4000 Einwohner einzutreiben hatte, kam es zwischen 1670 und 1675 zu einer Serie von 38 Hexenprozessen. Dass der vielbeschäftigte Hexenjäger ganz gern einmal selbst in die Rolle des »Bösen Feindes« schlüpfte, legt eine von ihm selbst unter das Vernehmungprotokoll einer jungen Frau namens Wiegand gesetzte Notiz nahe: »Notitur. Als ungefähr eine Stunde nach der Tortur ich mit der anderen Inquisitin zu tun gehabt im Nebenstüblein, und man nicht anders gemeint, (als) Wiegandin täte kein Auge auf und läge gleichsam in ecstasi, hat sich auf Einmal in ihrem Gefängnis ein groß Gepolter erregt. Da man nun zugelaufen, hat sich befunden, daß sie von ihrem Ort, allwo sie ausgestreckt gelegen, hinweg und außerhalb dem Thürlein des Gatters, welches doch ziemlich niedrig und schmahl, vorm Ofen auf einem Klumpen gelegen, da man sie dann mit vieler Mühe wieder an ihren Ort bringen müssen; alsdann Jedermann davon gehalten, es ginge von rechten Dingen nicht zu, der Satan müsse sie hinausgerissen, und ihr seinen Dank, daß sie sich so wohl gehalten, gegeben haben. Joh. Benedikt Leo«.

Erfreulicherweise zeugen die Prozessakten aber auch gelegentlich von Fällen christlicher Nächstenliebe auf Seiten der Behörden, so bei einer Frau aus Gotha, die am 4. September 1660 in die »Torturstube auf dem Erfurter Turm« gebracht, an die Leiter gestellt und an den ihr auf dem Rücken zusammengebundenen Händen hinaufgezogen wurde. Als sie trotz dieser und anderer Foltermaßnahmen wie »Beinschrauben« alle 301 ihr vorgelegten

Fragen verneint hatte, gelang es ihrem Verteidiger, sie vor weiterer Folter zu bewahren und einen Freispruch zu erreichen – sie musste lediglich das Land verlassen.

False flag operations sind seit jeher eine Methode der Aufstandsbekämpfung gewesen. Ließ sich früher mit dem »Bösen Feind« Politik machen, so tauchen sie 1961 in einem französischen Handbuch wieder auf, der berühmten »French doctrine«, wie die Empfehlungen aus »Moderne Kriegsführung: Aufstandsbekämpfung aus französischer Sicht« oft genannt werden. Der Verfasser, Roger Trinquier, stammte aus Savoyen an der Schweizer Grenze, dem Schauplatz jahrhundertelanger Ketzerverfolgungen an den Waldensern. Fünfzig Jahre später kommt die Ankündigung der Thüringer Regierung zu einem Zeitpunkt allgemeiner Ernüchterung über die Geheimdienste. Edward Snowdens Enthüllungen zur NSA-Abhörpraxis waren nur der Anfang: Der Bericht des US-Senats vom Dezember 2014, demzufolge die Folter unter der Ägide der CIA auch in einigen Staaten Europas wieder zur gängigen Praxis geworden ist, schockierte die vermeintlich so aufgeklärten Europäer zutiefst. Dabei vergisst man allerdings, dass die Folter auch in Europa nie ganz verschwunden war.

Trinquier empfiehlt in seinem Buch, die militanten Aufständischen von der sympathisierenden Bevölkerung zu isolieren, indem man deren Wohngebiete militärisch besetzt und dann Anschläge und andere Verbrechen so verübt, dass die Bevölkerung glaubt, es sei die Guerilla gewesen. Ein klassisches Manöver dieser Art war der Anschlag auf den Bahnhof in Bologna 1980, der die italienischen Kommunisten sehr viele Sympathien kostete. Zwanzig Jahre später wusste man, dass dafür nicht die Brigate rosse verantwortlich waren. Nach Aussage des Rechtsterroristen Vinciguerra wurde der Anschlag von der NATO-Geheimarmee »Gladio« verübt. Spätestens an diesem Punkt sollte man sich einmal erinnern, was »Teufel« eigentlich bedeutet: »Ho diabolos« ist der Durcheinanderwerfer, also der Verwirrer, Faktenverdrehler und Verleumder. Ein wahrer Tausendkünstler, oder »mille artifex«, wie Martin Luther sagte. Zur Hölle mit allen, die unter dieser Flagge kämpfen! Thüringen und auch der Rest von Deutschland braucht sie nicht.



HERZLICHEN GLÜCKWUNSCH

Serie von Livius Pápay







Die Fotoserie wird präsentiert vom
HANT — Magazin für Fotografie
und ist in der aktuellen sechsten
Ausgabe zu sehen.

Weitere Informationen unter:
www.hant-magazin.de

Der Künstler:
www.liviuspapay.com

HANT
MAGAZIN FÜR FOTOGRAFIE

Im Garten der Lüste gibt's keine verbotenen Früchte

Ein Dialog von Frischgepresstem bis Dörrobst /// Von Judith Gloria Pörschke

rICHard: Die Sonne scheint und die vielen nackten Menschen auf den grünen Wiesen am See sind ebenso frei von Zwang wie von Kleidung. Vor etwa fünfhundert Jahren brachte der niederländische Maler Hieronymus Bosch seinen »Garten der Lüste« auf die Leinwand. Aus kunsthistorischer Sicht ...

ernESto: Langweilig! Komm doch mal zum ersten Punkt zurück. Nackte Menschen also. Was treiben sie denn so?

rICHard: Sie haben Spaß, stehen zusammen, lassen sich auf dem Wasser treiben. Bosch zeichnete ein utopisches Bild unschuldiger Sexualität.

ernESto: Wo ist die wirkliche Lust? Etikettenschwindel! Ich dachte, das wäre eine Angelegenheit der modernen Industrie. Deswegen habe ich auch mein Auto reklamiert. Mit dem neuen bin ich dann auch in null, nix am Stausee Hohenfelden. Wenn ich Lust habe auf Natur und Nacktheit, kann ich da zum FKK-Bereich gehen und muss mir kein altes, verstaubtes Bild anschauen.

Über-Ich: Jaja, so sind die Voyeure ... und dann von Natürlichkeit reden. Ich gehe da mit meiner Familie campen und dann sehe ich Sie manchmal am Ufer. Bleiben Sie doch einfach in Ihrer versteckten Ecke und schwimmen Sie nicht so weit heraus, dass ich den Kindern die Augen zuhalten muss. Nicht jeder muss das sehen.

ernESto: Voyeur, das sagt der Richtige. Lauschst und schleichst dich hier einfach in die Unterhaltung herein. Ich wette, bei euch geht's nachts im Campingwagen auch ab. Da wirst du dich doch nicht aufregen, nur weil man mal eine nackte Brust oder einen Pe...

Über-Ich: Jetzt hören Sie endlich auf, so zu reden. Sie müssen das nicht noch explizit sagen. Meine Frau und ich ... was wären wir da für Vorbilder, wenn wir die Kinder nicht bewusst bewahren würden vor Piephähnern und ...

rICHard: Interessant, was Sie sich da für Worte einfallen lassen. Ist aber nichts ganz so Neues. Schon in der Renaissance hat Boccaccio davon geschrieben, den Vogel ins Nest zu setzen und den Kuckuck zu zeigen. Auf den Schwingen der Metapher konnte man das Thema schon immer leichter überfliegen ...

Aber wo war ich stehengeblieben? Ach ja, ich wollte noch sagen, dass das Bild für seine Zeit aber von ungewöhnlich großem Ideenreichtum zeugt. Da fahren die Leute in großen Luftblasen über das Wasser oder reiten nackt umher. Überdimensionale Vögel und Riesenfrüchte beleben das Bildensemble und stehen für die unbeschwerte Lust am Leben.

ernESto: Ach so, Vögel und Reiten also. Ich verstehe. Ja, es ist auch ein Riesenfortschritt, dass der eine verbotene Apfel zum Selbstbedienungsfruchtsalat geworden ist.

rICHard: Das hatte ich damit eigentlich nicht sagen wollen ... Die Früchte stehen für die Süße des Lebens.

ernESto: Erst gestern habe ich im Internet einen interessanten 15-Minuten-Film über Bananen gesehen. Nicht nur Ballaststoffe ...

Über-Ich: Sie können ihn aber auch nicht sein lassen, Ihren Schmuddelkram.

ernESto: Aha, ich war doch noch gar nicht fertig mit meinen Ein... ähm ... Ausführungen. Scheint so, als ob du nicht nur am Wasser eine kleine Auszeit nimmst, sondern auch mal so surfen gehst. Aber nicht vergessen, die Chronik zu löschen, bevor es deine Frau bemerkt.

rICHard: Zwischen dem Apfel und solchen Bananen liegt nun doch einiges dazwischen. Sinnlichkeit macht die Lust erst zur Lust.

ernESto: Ach, das hast du jetzt aber wirklich schön gesagt. Hört sich gleich viel bedeutender an. Ich kenne aber ein besseres Sprichwort, aus Griechenland: »Ein Schamhaar

kann ganze Schiffe ziehen.« Zugegeben, das ist in unserer aalglaten Welt heute nicht mehr in, doch vom Prinzip her stimmt's. Was glaubst du, warum Odysseus so lange auf den Meeren unterwegs war.

rICHard: Ich glaube, wir driften hier auch gerade ab.

Über-Ich: Also ich finde, man sollte seinen Anker nur in den Hafen der Ehe werfen.

ernESto: Die ersten Bordelle gab's ja auch in den Hafenstädten. Ahoi, Matrose!

Über-Ich: Ich sitze da nicht mit Ihnen in einem Boot! Ach, wenn sie doch nur in den Küstenstädten wären ... Dann hätten wir in Thüringen nicht mehr das Problem.

rICHard: Also, auch wenn wir in der freien Marktwirtschaft sind: Das Angebot bestimmt da weniger die Nachfrage als umgekehrt, wenn wir mal realistisch sind.

Über-Ich: Wenn Sie bei mir nachfragen: Ich halte nichts von Frauen, die sich da anbieten. Wenn ich mir vorstelle, dass das meine Tochter wäre ...

ernESto: Deswegen gehst du auch zur Thai-Massage. Da ist Verwandtschaft ausgeschlossen oder wie?

Über-Ich: Ich verbitte mir solche Verleumdung! Ich habe den ganzen Tag zu arbeiten und weder Zeit noch Lust, solch niederen Gelüsten nachzugehen.

ernESto: Oh, da spricht ja der Verantwortungsbewusste. Deswegen bin ich wohl nicht der Karrieretyp geworden. Immer dieser Zwang zur Produktivität, Du Bürohengst. Wäre ja verständlich, wenn man in der knappen Freizeit gar keinen Bock mehr hat auf die schönen Dinge.

rICHard: Na, so gesehen ist es dann ja gar nicht so schlimm, dass ich nur eine Halbtagsstelle bekommen habe. Wobei Spaß nicht immer kostet.

ernESto: Und trotzdem habe ich ihn vorgestern in der Mittagspause gesehen! Ich hab' ja Zeit. Und jetzt sag' nicht, das neonrote Open-Schild hat dich dazu genötigt, deine Schreibtischverspannungen zu lösen.

Über-Ich: Ich ... ähm ... das könnte jeder gewesen ... Ich weiß nicht, wovon er spricht.

ernESto: Jaja, jetzt tu nicht so, als wärst du ein Kostverächter. Du hast beim allmüttäglichen Kauf deiner Kochzeitschrift verdächtig lange auf die TV-Illu daneben gestarrt. Die zeigen ja auch, dass ihnen Fernsehen sehr am Herzen liegt; direkt im tiefen Ausschnitt der Blondine auf dem Cover.

rICHard: Naja, sachlich betrachtet musst du dich bei so einem Zeitschriftenstand ja schon wirklich bemühen, um da nicht draufzuschauen ...

ernESto: Aber ich verstehe seinen anschließenden Ausflug ja. Er hat sich wahrscheinlich gedacht: »Jetzt hab' ich mir bei einem Schnitzel Appetit geholt, doch zu Hause gibt's nur Pellkartoffeln.«

rICHard: Aber die sind wenigstens heißer als Dörripflaumen.

Über-Ich: Jetzt fallen Sie mir hier auch schon in den Rücken! An Ihrer Stelle würde ich mal lieber mit den Selbstgesprächen aufhören! Die Leute hier gucken schon!

ernESto: Das machen sie ja auch nur, weil sie das Thema zu interessant finden, um wegzuhören.

rICHard: Pst! Da hinten kommt sie endlich. Da lade ich sie schon zur Ausstellung nach Berlin ein, und weil sie mich warten lässt, hab' ich euch an der Backe. Kunst soll ja zum Nachdenken anregen, aber jetzt seid einfach leise! Ich will nicht schon vorm ersten Date darüber nachdenken müssen, ob ich nur mit ihr ins Bett will oder schon mal den Familiencamper kaufe.

ernESto: Kleine Entscheidungshilfe: Bleib vorm Bild stehen und frag sie einfach, wie sie zum »Garten der Lüste« steht ;).

Der Bass muss ficken

Von Georg Maltzen

Das Problem an der Bauhaus-Uni ist, dass sie in einer ostdeutschen Kleinstadt liegt. Man hätte sie ja genauso gut in Hamburg oder München betreiben können, nur in Berlin nicht. Berlin ist viel zu hässlich. Das eigentliche Problem ist – neben den Ostdeutschen – die Langeweile. Allenfalls gibt es eine oder zwei gute Partys pro Semester. Was an der Universität allerdings gut funktioniert, ist, wie verlässlich sie durch ihr Studienangebot junge, attraktive Schlampen anlockt. Meistens kommen sie sehr unschuldig und unverbraucht hierher.

Wir – das heißt Toni, Benedikt, Fistel und ich – stehen vor der Mensa. Es ist Ende Juni. Die Gänge sind vom rhythmischen Aneinanderklatschen der Flipflops erfüllt und die Wege von und zum Campus zu Laufstegen für hauchdünne Sommerkleider und diese heimtückischen, ausgefranzten Hotpants geworden. Unsere Blicke kleben auf den uns entgegenströmenden Mädchen, die – so scheint es – liebend gerne ihre leicht von Schweißperlen umrandeten Gesichter zu uns in den Schatten bewegen. Manchmal nehmen sie ihre Sonnenbrillen ab und kurzzeitig Blickkontakt auf, manchmal unterhalten sie sich und versuchen, uns angestrengt zu ignorieren, manchmal richten sie verheißungsvoll und doch so beiläufig die Träger ihrer Spaghettitops, als seien sie unbeobachtet – doch unseren musternden Augen entgeht nichts. Kein Sommertag soll vergehen, an dem wir nicht dankbar dafür sind, dass Frauen Körperteile haben, die beim Gehen wippen.

»Wenn ich dann auf dem Rücken liege und sie auf mir reitet«, um die technischen Details seiner Ausführungen besser zu beschreiben, winkelt Toni seinen Rücken an, geht leicht in die Hocke und umreißt mit den Händen die Silhouette seiner aktuellen Primärfreundin in der Luft, »dann nimm' ich sie so hoch und klatsch richtig rein, bis der Fotzen-saft auf meinen Bauch spritzt.«

Als Bene seine Geschichte fertig erzählt hat, lacht Benedikt natürlich wieder sein Mongolachen. Er ist eigentlich nur so dabei als Sitcom-Lachkonserve. Man sieht ihm wirklich an, wie aufgeregt er ist, hier mit uns zu stehen und reden zu dürfen. Mit den coolen Kids. Lacht über Tonis Sprüche wie ein Spasti. Er ist so ein Typ Gerippe, viel zu dünn mit zu langen Fingern. Toni hat einmal gemeint, Bene sei wohl magersüchtig gewesen. Im Hochsommer hatte Bene manchmal so nasse Flecken auf seinem T-Shirt und ich glaube, er hat damals versucht zu hungern, damit seine Nippel aufhören zu milchen. Wie dem auch sei, im Moment finde ich es zu anstrengend, etwas gegen seine Anwesenheit zu sagen, zumal ich schon das dritte Mal die Woche auf Valium bin und das macht einen ja bekanntlich lethargisch. Kurz mache ich mir Sorgen, ob ich noch genug Valium habe für heute Abend und auch, ob ich so langsam in eine Sucht rutsche, aber dann fällt mir ein, dass ich noch wenigstens einen Rezeptblock aus der Praxis meines Vaters geklaut habe und ich mir noch mehr aufschreiben kann – vielleicht auch mal Tilidin. Mein Vater ist Onkologe und wie wir so stehen und alle abwechselnd an unseren selbstgedrehten Zigaretten ziehen, muss ich schmunzeln – schon komisch, wo das Geld herkommt. Toni ist unser Mittelpunkt und wir sind alle nur hier, weil er so unterhaltsam ist und uns duldet als Publikum. Er hat keine Freunde, eher »Kollegen« oder »Brüder«. Ich denke, er hat Mitleid mit Bene und will sozial sein. Fistel kennt er noch aus der Schulzeit. Und an mir gefällt ihm, dass ich einen Literaturpreis gewonnen habe. Das gibt der Gruppe so eine Note Intellektualität. Er meint, weil die Charaktere meiner Geschichten immer so abgefickt seien, könne er selbst auch rechtmäßig seine eigene Abgeficktheit ausleben. Und ich habe Drogen.

Toni ist ein Playertyp. Er trägt die oberen drei Hemdknöpfe immer offen. Er knallt Mädchen und erzählt uns dann davon. Niemals dieselbe zweimal. Allerdings weiß ich auch – weil er es mir mal betrunken erzählt hat –, dass seine letzte Freundin mit ihm Schluss gemacht hat, während sie miteinander gefickt haben. Sie hat gemeint, es läge nicht an ihm, sondern sei ein mathematisches Problem. Ich denke, das ist ihre Art gewesen, zu

sagen, er oder es oder beides sei zu kurz. Und wenn ich ihn so ansehe, mit seiner Velourlederjacke und seinen noblen Lackschuhen, finde ich es irgendwie peinlich, das über ihn zu wissen.

Fistel ist wahrscheinlich der Normalste. Er hat eine Freundin, Bianca, mit der er schon seit vor dem Studium zusammen ist. Sie laden uns dann immer mal wieder zu einem gemeinsamen Abendessen ein und zeigen uns, wie glücklich sie sind, über ein neues Poster oder sowas. Ich hoffe, sie sterben mal bei einem Verkehrsunfall, dann wären sie wenigstens nicht mehr so langweilig. In letzter Zeit haben sie häufiger mal gestritten in ihrer Spießierwohnung. Fistel ist nicht der richtige Typ Mann für Bianca. Sie ist so eine richtig dumme, aber viel zu heiße Muschi. Wenn sie mal einen Einfall hat, atmet sie so laut ein, dass es klingt, als habe sie sich erschreckt. Sie liebt es, zu lästern in voller Lautstärke (Komplimente gibt es von ihr nur in Gedanken, als Neid), sagt Dinge wie: »Was man nicht hat, sollte man nicht zur Schau stellen« oder »Echt?«. So eine Art Bauarbeiter im Körper einer Ballerina. Fistel ist viel zu schüchtern für sie, von der Art tickende Zeitbombe. In letzter Zeit hat er immer komatös gesoffen – ab und zu hat er sich prügeln wollen. Ich glaube, es liegt daran, dass er gecheckt hat, dass er sie nicht halten kann. Traurigkeit und Wut kommen vom gleichen Ort und er springt von einem zum anderen von einem Tag zum anderen. Heute hat er die Bereitschaft zum Weltuntergang, was gute Voraussetzungen sind. Jedenfalls gefällt es mir besser, als dieses Spießerpärchen spielen, das er sonst so betreibt. Wir holen uns jeder eine Club-Mate, weil heute Abend die Party der Urbanisten ist. Offiziell zum Thema »Pro Asyl«, aber wir sagen nur dazu: »Nein heißt Ja und Ja heißt Anal.« Urbanistinnen sind die besten.

Von weitem kann man schon den Bass wummern hören und ab und zu hört man auch so ein »Wuuuh«, wie Mädchen es machen, wenn der DJ wirklich gut ist. Weil es kein bisschen abgekühlt hat und alle schon seit Stunden tanzen, sind auch alle durchgeschwitzt und die Tops kleben an den Titten. Egal, in welches Gesicht man sieht, jedes Mädchen liebt dieses Wummern in ihrem Körper und weiß nicht wohin mit sich. Mittendrin steht auf einmal Bianca und sie hat sich mit Fistel gestritten oder so etwas und sie zieht mich zu sich hin. Später sitzen wir dann auf so einem Hügel im Gras, von dem aus man die Tanzfläche noch sehen kann in der Ferne. Weil es schon kalt wird, sieht man ihre Nippel sehr gut und auch, dass ihre Brüste ziemlich groß sind und gut sitzen, und wie sie so guckt und den Mund nicht richtig zumacht, sondern ihre volle Unterlippe etwas hängt, glaube ich, sie sei ziemlich gut zu ficken – was sie einfach ist. Sie erzählt mir davon, wie interessant das sei mit meiner Literatur. Ich frage sie, ob sie DFW oder Junot Diaz gelesen hat, und je mehr sie verneint und nicht kennt, desto besonderer, weil intellektueller macht mich das. Und ich rede eine präventöse Scheiße und es fällt mir leicht, denn ich bin schon in jungen Jahren hochgradig präventös gewesen. Sie sagt mir nette Sachen und erzählt davon, wie interessant ich sei und wie schlecht es ihr geht. Und wie sie so redet, merke ich, dass ich mich eigentlich noch nie wirklich für jemanden interessiert habe. Ich suche bloß eine Freundin, die genauso pervers ist, wie ich. Meistens reicht es allerdings schon, wenn sie eine Vagina und keinen Mundgeruch hat. Ich beuge mich vor, streiche durch ihr Haar und wir küssen uns, später ficken wir. Wie ich Kondome hasse.

London

Von Till Bender

Gründe, nicht nach London zu fahren, gibt es viele. Aus meiner momentanen Befindlichkeit heraus fallen mir als die drei ersten ein: The Shard, 30 St Mary Axe und das London Eye.

Eine gut dreihundert Meter hohe Glasscherbe, so etwas wie ein 41-stöckiges, in sechzehn zu neun aufgenommenes und in vier zu drei wiedergegebenes Fabergé-Ei, »die Essiggurke« genannt, und ein verdammtes Riesenrad bestimmen inzwischen die Skyline der Stadt von Sherlock Holmes, Phileas Fogg und John Steed.

Eigentlich habe ich gar nichts gegen diese Fahrgeschäfte – solange sie auf Rummelplätzen stehen, wo sie hingehören. Oder im Wurstelprater, bitte sehr, aber das steht da auch schon seit fast einhundertundzwanzig Jahren.

Ich bin auch nicht prinzipiell gegen Häuser – wohne selber in einem. Aber schon in dem Moment, da jemand anfängt, ein Haus eine »Immobilie« zu nennen, raubt er dem Haus seine Unschuld. Dann ist das nichts mehr zum schön drin wohnen, sondern das Objekt der Lawine von ökonomischen und verwaltungstechnischen Interessen, die es unter sich begraben haben.

Wenn aber aus dem Haus ein Wahrzeichen der Stadt, in der es steht, wird und zu einer »prestigeträchtigen Immobilie«, dann hilft ein kurzer Blick ins Lateinlexikon: Prestigiae = Blendwerk, Gaukelei, Vorspiegelung.

Wahrzeichen Blendwerk. Möchte ich kein Büro drin haben.

Das mag auch mit dem gerade zu Ende gegangenen Jahr der Bibelstellen zu tun haben, aber mich beschleicht angesichts der rückhaltlosen Begeisterung für die vorderen Plätze auf der Liste der höchsten Turmbauten der Welt immer ein ganz ungutes Gefühl.

Aber früher war ich hin und wieder für ein paar Stunden in London, meistens, um auf einen Bus, einen Zug oder ein Flugzeug zu warten, und dann nutzte ich die Zeit manchmal für einen Bummel durch Chelsea und schaute mich in den Antiquitätengeschäften in der Kings Road um. Ich würde den Laden heute wahrscheinlich gar nicht wiederfinden ...

Eigentlich war es bereits Zeit, mich langsam auf den Weg zur Victoria Station machen. Ich hatte mir gerade in einer winzigen Boutique, die auf elegante Second-Hand-Kleidung spezialisiert war, einen seidenen Paisleyschal gekauft, in dessen geheimnisvoll verschlungenem Muster ich mich völlig verloren hatte, und stand so in Gedanken vor einem Schaufenster, dass ich erst mit einer kleinen Verzögerung den Inhaber wahrnahm, der mich von drinnen mit freundlichen Gesten aufforderte, doch einzutreten. Ich wollte gerade auf mein linkes Handgelenk tippen und entschuldigend mit den Schultern zucken, da war er schon an der Tür und schloss mir auf. Er wirkte dabei so herzlich, als hätte er überraschend Besuch von einer alten Freundin bekommen, und ich brachte es einfach nicht über mich, seine Einladung auszuschlagen.

Insgesamt hatte er etwas von einem schlanken, hochgewachsenen, schmalschultrigen, von innen heraus freundlichen und zuvorkommenden Erpel im Tweed-Anzug.

Ich trat ein, wir skizzierten einander knapp, was wir vom Wetter hielten, ich bewunderte nach Gebühr sein ebenso erlesenes wie charmant arrangiertes Warensortiment, da klingelte sein Telefon.

Der Gentleman entschuldigte sich, sprach kurz und sanft, sah auf seine Uhr, machte sich eine Notiz und legte wieder auf. Dann rief er etwas die Treppe hinauf und wandte sich wieder mir zu. Er sei soeben zu einem Notfall gerufen worden: Seine Tochter liege krank im Bett, nein, nichts Ernstes, nur die Grippe, das sei auch nur indirekt der Notfall, denn jemand müsse jetzt seine Enkel von irgendeinem Sport- oder Musikunterricht abholen, ich weiß es nicht mehr. Dieser Jemand sei jedenfalls er, es tue ihm sehr leid, aber er müsse sich unverzüglich auf den Weg machen. Erneut erhielt ich keine Gelegenheit, auf

die eigene, knapper werdende Zeit hinzuweisen. Ich solle bleiben, solange ich wolle, sein Bruder Emil – ah, da ist er ja – werde sich um mich kümmern, Emil, ich muss die Kinder abholen, ich bin in einer Stunde wieder da, danke, Emil, have a lovely day, goodbye.

Da stand ich nun, in Emils Obhut übergeben, ohne mein Zutun im Handumdrehen irgendwie zum Faktor in mir vollkommen fremden Familienangelegenheiten geworden, und ich überlegte, ob es jetzt unhöflich von mir wäre, mich ohne Umschweife aus dem Staub zu machen.

Emil war nicht anzusehen, ob er mich so schnell wie möglich loswerden oder als Kundin gewinnen wollte. Er sah seinem Bruder frappierend ähnlich, mochte gar sein Zwilling sein. Vielleicht ein wenig introvertierter. Ein liebenswerter zweiter Erpel, der hinten die Bücher in Ordnung hält und das Geschäft organisiert? Gut möglich.

Um Zeit zu gewinnen, sagte ich: »Einen wundervollen Laden haben Sie hier ...« Und als ich noch etwas anfügen wollte, um dem Satz ein Minimum an Substanz zu verleihen, unterbrach mich Emil, nicht harsch, aber bestimmt:

»Mein Bruder. Es ist der Laden meines Bruders. Ich mache nur manchmal ... – sozusagen die Tür.« Er lächelte still.

»Ach so, ich dachte nur, weil ...«

»Nein, mein Bruder kennt sich aus mit den alten wertvollen Sachen, wie man sie erkennt, erhält und restauriert und sie weiter leben lässt. Eine schöne Beschäftigung.

Mich interessiert das aber gar nicht.

Wir sagen manchmal, er beschäftigt sich mit den Dingen, die es noch gibt, und ich beschäftige mich mit den Dingen, die es noch nicht gibt. So kommen wir einander nicht in die Quere und können gut zusammen wohnen.«

»Dann, dann sind Sie ein ...«

»Erfinder. Ich bin ein Erfinder.«

»Ach. Das ist ja spannend. Ich glaube, Sie sind der einzige Erfinder, den ich je getroffen habe. Darf ich fragen ...«

»Entschuldigung, ich rede nicht gerne darüber. Es ist kompliziert und ... – teilweise gefährlich, also – beunruhigend.«

Ich kann nicht genau sagen, warum, aber leicht beunruhigt war ich in diesem Moment in der Tat.

»Ich muss mich entschuldigen, es geht mich ja auch nichts an.«

Ich raffte Mantel und Handtasche zusammen, um meinen Aufbruch einzuleiten.

»Sie können aber trotzdem gerne etwas kaufen, wenn Sie möchten.«

Mein Blick fiel auf fünf Wandteller in Untersetzer-Größe hinter der Kasse, die mit Jagdmotiven bemalt waren.

»Sagen Sie, verkaufen Sie die nur als Set?«

»Oh, die sind kein Set mehr, einer ist schon verkauft.«

»Was kostet denn einer? Der da, ganz links ...«

»Lassen Sie mich nachschauen – genau 29 Pfund.«

»Der gefällt mir. Ich nehme ihn.«

»Bitte sehr. Einmal die beiden Erpel. Macht 29 Pfund.«

Ich fand meine Geldbörse nicht sofort und hob meine Shopper-Tasche auf den Kassentresen, kippte sie zur Seite und dabei floss mein neuer alter Schal auf die Glasplatte.

Da passierte es. Ich weiß nicht, mit welchem Sinn ich es zuerst wahrnahm. Wahrscheinlich mit dem sechsten: Emil hatte zu zittern begonnen. Hinter seinem Tresen zitterte er am ganzen Körper und in allen bekannten Varianten, und es wurde rasch immer schlimmer und schlimmer: Seine Lippen bebten, seine Augenlider flimmerten, seine Finger vibrierten und die Gelenke aller Gliedmaßen zuckten wild hin und her. Dabei

schienen mehrere Epizentren, um die herum es bebte, vibrierte, zuckte und flimmerte, kreuz und quer über seinen Körper zu wandern. Nach einigen Sekunden hatte ich den ersten Schrecken überwunden, ich packte ihn, schrie ihn an, in der Hoffnung, seinen Zustand gleichsam übertönen zu können, was ist mit Ihnen, kann ich irgendwie helfen? Ich schüttelte ihn, er war von einer eigentümlich krampfhaften Steifheit befallen. Endlich fiel mir das Telefon ein. Ich sprang hin, um einen Arzt herbeizurufen, da hörte ich zwischen all dem Gezisch und gutturalen Gurgeln aus seiner Kehle so etwas wie gepresste Silbe heraus. Am deutlichsten: Nein. Nein. Dann: Komm. Und dann – es muss ihn eine ungeheure Anstrengung gekostet haben – Schal weg. Ich hatte natürlich keine Ahnung, was da Ungeheures vorging. Aber ich verstand »Schal weg«. Ich stopfte ihn in meine Tasche und schleuderte sie in die entfernteste Ecke des Raums, ohne mir wirklich etwas Konkretes davon zu versprechen.

Die Wirkung trat augenblicklich ein: Emil brach wie durch das Abschalten eines Kraftfeldes auf der Stelle vollkommen unkontrolliert in sich zusammen und blieb auf dem Gesicht liegen. Ich kniete mich neben ihn, um Puls und Atmung zu prüfen, drehte ihn dazu auf den Rücken und erwartete, in die verzerrten, schmerzgestellten Züge eines Menschen zu sehen, dem man gerade eine Minute lang eigentlich tödliche Stromschläge durch den Körper gejagt hat. Man stelle sich meine Überraschung vor, als ich in ein ganz anderes Gesicht blickte.

Emil lächelte. Und zwar selig und beinahe ein bisschen blöde. Ich habe lange überlegt, woher ich diesen Ausdruck kannte. Inzwischen bin ich darauf gekommen: aus Asterix-Heften. So schauen manchmal die Römer, wenn sie nach einer Prügelei mit Asterix und Obelix im Staub liegen, zerschmettert zwar, aber auch entrückt grinsend und mit kleinen zwitschernden Vögeln oder Sternen, die um ihre Köpfe rotieren.

Sobald er wieder einigermaßen zu Atem gekommen war, bat Emil mich, ihm aufzuhelfen und auf gar keinen Fall einen Arzt zu rufen. Es gehe ihm – wieder gut. Aber ob ich noch ein paar Minuten bleiben könne, es sei ihm ein großes Anliegen, mir die Sache zu erklären, um sie nachher mit der angemessenen Diskretion zu behandeln.

Von mir gestützt schaffte er es in die Wohnung über dem Laden hinauf bis ins Bad. Er duschte eine Viertelstunde, und ich meine, zuvor rauchte er eine Zigarette. Danach kam er in Bademantel und Pantoffeln ins Esszimmer und setzte sich zu mir an den Tisch.

Er nickte.

»Ich sagte ja, teilweise gefährlich. Beunruhigend. Es tut mir leid, dass Sie das mit ansehen mussten. Von allen gefährlichen Wirkungen und Nebenwirkungen, wenn Sie so wollen, die das Ding hat, war das vorhin aber wahrscheinlich noch die harmloseste.«

»Das ›Ding‹?«

»Es hieß ›Der Pfad der Tugend durch den Garten der Lüste‹. Ein Spaß, absichtlich ein bisschen sperrig, und sicher nicht der Grund, warum es kein Verkaufsschlager wurde.«

»Wieso ›hieß‹?«

»Es existiert nicht mehr. Auseinandergenommen. Liegt in seinen harmlosen Einzelteilen im Keller in der Werkstatt.«

»Aber was ist – oder von mir aus war – denn dieser Pfad der Tugend durch den Garten der Lüste, um Himmels Willen? Und wozu? Eine Maschine, oder wie?«

»Mir wäre es am liebsten, Sie stellten sich den Pfad der Tugend durch den Garten der Lüste als ein metallenes Nudelsieb mit einem Kinnriemen vor, das durch blaue und rote Drähte mit einem kleinen Kasten mit vielen Reglern verbunden ist, der mit einem Gerät verbunden ist, das Hirnströme, Puls und Blutdruck aufzeichnet. Ergänzend kommen noch ein paar Konzentrationsübungen und etwas autogenes Training dazu.

Und ich sage nicht, dass es wirklich ein Nudelsieb ist.«

Emil beugte sich vor und seine Stimme wurde eindringlich, seine Rede langsamer.

»Die Idee war, eine Methode zu finden, mit der man sich an den Früchten im Garten der Lüste satt futtern kann, und zwar – gratis. Sie wissen, die meisten dieser Früchte sind entweder mehr oder weniger streng verboten oder sehr teuer. Je beehrter, umso verbotener und teurer – als Faustregel. Von manchen Früchten soll gar keiner wissen, dass man sich an ihnen labt, deswegen besorgt man sie sich heimlich, in einer fremden Stadt und trägt sie in einer braunen, neutralen Papiertüte nach Hause. Andere besorgt man sich nicht heimlich, aber man wird davon fett, bekommt schlechte Zähne oder Kopfweh: teuer. Aber sie machen so ein gutes Gefühl.

Also, ganz einfach: Man muss nur das gute Gefühl von der teuren bzw. verbotenen Frucht trennen, und es an einen preiswerten und allseits erlaubten und akzeptierten Seidenschal knüpfen. Beispielsweise. Sie haben sich den heute hier in der Nachbarschaft gekauft, oder? Na ja, hätte man eigentlich mit rechnen müssen. Nach all den Jahren hatte ich gar nicht mehr daran gedacht ...

Man kann alles verknüpfen und lösen. Das meiste ist ohnehin zufällig. Oder glauben Sie, Sie sind wirklich dazu bestimmt, zu mögen, was Sie mögen? Zu begehren, was Sie begehren? Abzulehnen, was Sie ablehnen? Die Verbindungen sind nicht sehr fest. Ob Lust, ob Angst ... nehmen wir Fledermäuse. Es gibt Leute, die haben eine Todesangst vor Fledermäusen. Die Angst ist in ihnen, die Fledermaus weit außerhalb. Gibt gar keine direkte Verbindung. Manchmal geht's von selbst. Mit Spargel. Als Kind habe ich mich vor Spargel geekelt, heute läuft mir das Wasser im Mund zusammen. Und beides auch dann, wenn gar kein Spargel in der Nähe ist. Aber man muss nicht drauf warten. Mit dem Pfad der Tugend durch den Garten der Lüste kann man alles so miteinander verknüpfen, wie es einem passt. Es funktioniert. Also, technisch. In anderer Hinsicht funktioniert es natürlich nicht. Sie sehen den Haken an der Sache?«

»Ich denke, ja. Mehrere. – – – Nur, ehrlich gesagt, klingt das alles total verrückt, aber ich kann voller Überzeugung sagen, wenn es jemals so etwas wie Ihre Erfindung gab, war es gut, sie wieder auseinanderzunehmen.«

»Meine Erfindung? Ach, das können Sie ja gar nicht wissen: Den Pfad der Tugend durch den Garten der Lüste hat mein Bruder gebaut. Ja, ich war damals noch der Antiquarius von uns beiden. Dass wir die Lust auf den Beruf des anderen tauschen, war damals der erste größere Test. Ich habe dann viel später erst rausgefunden, wie man die Lust verstärkt, also, beispielsweise, aber das, das haben Sie ja ... oh, hören Sie, ich glaube, ich höre unten meinen Bruder. Na der wird sich wundern, dass Sie noch da sind.«



atemlos
und leblos
in der Luft
und Licht in
den Warte
hallen und
leblos in
der Luft und
Licht in den
Wartehal
len und leb
los in der
Luft und Licht
in den War
tehallen
und leblos
in der Luft
und Licht in
den Warte
hallen und
leblos in
der Luft atem
los

Bernd Stickelmann

In Wartehallen
des nachts Abziehbilder
von lustvollen Stellen
des Körpers den Lippen
der Haut den Haaren
und auf dem Heimweg
erinnern wir uns
der Zuckungen der Körper
der Falten ein Spiegel
von den Brüsten den ^^^^

Schenkeln des nachts

Bernd Stickelmann

Das Haremarium

Von Dirk Alt

Anton Möbius hatte seinen zwölften Geburtstag noch nicht lange hinter sich, als die Haushälterin Antons Vater in diskreter Weise darauf aufmerksam machte, dass die Wäsche des Jungen immer häufiger verdächtige Flecken aufwies und sich auch verräterisch zusammengeknüllte Taschentücher darunter verbargen: mit sicherem Blick erkannte Indizien für das entwicklungsgemäße Einsetzen masturbatorischen Verhaltens. Vater Möbius, der früh verwitwet und in praktischer Hinsicht oft auf die Hilfestellung der Haushälterin angewiesen war, nahm diese Neuigkeit dankbar zur Kenntnis, ging mit sich zu Rate und hatte nach kurzem Überlegen einen Einfall, den er sogleich in die Tat umsetzte. Am nächsten Tag betrat er, nicht ohne vorheriges Anklopfen, das Zimmer des Sohnes und trug ein großes Paket hinein, das er feierlich am Boden abstellte. »Anton«, sagte er zu seinem Sohn, »seit der Morgendämmerung der Menschheit ist die Pubertät ein gefährvoller und unberechenbarer Lebensabschnitt, eine Schwelle, über die man sozusagen von der Kindheit ins Erwachsenenalter taumelt. Die eigene Sexualität erforscht man am besten für sich allein, spielerisch und im Selbstversuch. Zugleich aber – da würde mir deine Mutter zustimmen, wenn sie noch lebte – erfordert sexuelles Handeln ein sittliches Verantwortungsbewusstsein, da eine Partnerschaft ohne Pflichten und Rücksichtnahmen nicht denkbar ist. Ich habe dir daher ein Geschenk mitgebracht, das dir in dieser Phase der Orientierungslosigkeit Freude und Entspannung bringen soll, an dem du aber auch reifen wirst, wenn du es verantwortungsvoll nutzt.«

Gemeinsam mit dem Sohn, der mehr argwöhnisch als neugierig wirkte, öffnete er das Paket, aus dem ein verschwenderisch ausgestattetes Haremarium zum Vorschein kam. Seine Bewohnerinnen – ein ganzes Dutzend! – wuselten aufgeregt darin herum, da auch die sorgfältige Verpackung die Stöße beim Transport nicht gänzlich hatte abfedern können. Das Haremarium war zweigeschossig, Decken, Böden und Wände von außen durchsichtig, für die Blicke der Bewohnerinnen jedoch undurchdringlich. Architektur und Einrichtung waren in orientalischem Stil gehalten, mit reizvollen Ornamenten, schlanken Säulen und zwei filigranen, vergoldeten Wendeltreppen, die sich vom unteren ins obere Stockwerk schraubten. Während sich unten Wasch- und Schlafräume befanden, war das Obergeschoss als Dachterrasse angelegt, mit Palmen, von winzigen Blüten bedeckten Zierpflanzen und um ein Wasserbassin gruppierten Sonnenliegen. Das Haremarium war gleichmäßig ausgeleuchtet und so konstruiert, dass dem Blick des äußeren Betrachters kein Winkel verborgen blieb. Dieses phantasievolle Modell beherbergte eine Auslese wunderschöner Frauenminiaturen, deren wallende Haare, schlanke Taillen und üppige Brüste der pubertär-männlichen Vorstellung des Ideal-Weiblichen nachgebildet waren. Sie waren so gezüchtet, dass sie ihre Jugend und ihre Formen lange bewahrten, wenn sie aber zu verblühen begannen, innerhalb weniger Wochen starben. Keine war höher gewachsen als der ausgestreckte Zeigefinger des Herrn Möbius, doch waren sie trotz ihrer geringen Körpergröße leicht unterscheidbar: Eine war weiß-, eine schwarz-, eine gelb-, eine braunhäutig, eine rothaarig, eine hatte Locken, eine andere Zöpfe, eine dritte Sommersprossen, es gab europäische, asiatische, lateinamerikanische und afrikanische Physiognomien, sodass die Miniaturen zum Vergeben von Spitznamen geradezu einluden.

»Sind sie nicht goldig?«, meinte Herr Möbius zu seinem Sohn, der mit einem unbestimmten Kehllaut antwortete.

Sie gingen nun gemeinsam Punkt für Punkt die Pflegeanleitung durch. Über zwei anschließbare Schläuche mussten der Pool, die sanitären Anlagen und die Trinkwasserspender des Haremariums täglich mit ausreichend frischem Wasser versorgt werden. Im Boden waren zwei Schubladen eingelassen, von denen eine der Futterzufuhr diente: die Bewohnerinnen erhielten überwiegend Trockennahrung, durften gelegentlich aber auch ausgewählte, nicht-blähende Obst- und Gemüsesorten kosten. Die zweite erlaubte

die bequeme Entsorgung ihrer Ausscheidungen, die durch das integrierte Abwassersystem einem verschließbaren Tank zugeführt wurden. Einmal in der Woche musste dieses Behältnis geleert und gereinigt werden, um Geruchsbildung zu vermeiden. Die Bewohnerinnen waren sehr reinlich und duschten bzw. badeten mindestens einmal am Tag; entsprechend groß war ihr Wasserbedarf. Laut Pflegeanleitung war von ihnen im Normalfall ein harmonisches und konfliktfreies Sozialleben zu erwarten. Sollten dennoch zwischen einzelnen Exemplaren Spannungen auftreten, so wurde dem Halter empfohlen, ihnen über einen hierfür vorgesehenen Mechanismus Stromstöße zuzuführen, deren Wirkung wesentlich harmloser war, als wenn sie einander bisßen oder kratzten, und mit denen sie zur friedlichen Beilegung ihrer Konflikte erzogen werden sollten.

Während Vater und Sohn die Pflegeanleitung studierten, hatte sich die Aufregung der Bewohnerinnen allmählich gelegt und sie gingen wieder ihrem gewohnten Tagwerk nach: Das bedeutete, dass sie auf das Dachgeschoss zogen, wo sich die einen gegenseitig eincremten und auf den Liegestühlen ausstreckten, während die anderen im Bassin tollten. Wenn man leise war, konnte man sie untereinander zwitschern hören, und Herr Möbius, der ihren Stimmchen andächtig lauschte, strahlte nach wenigen Sekunden über das ganze Gesicht. »Na, was sagst du, Anton?«, wollte er von seinem Sohn wissen, der sich noch nicht recht entscheiden zu können schien, wie er das Geschenk finden sollte. Aber da der Vater auf eine Antwort wartete, zog er die Mundwinkel zu einem angestregten Lächeln in die Breite und meinte: »... Toll.« – In dem überlegenen Wissen, dass der Appetit manchmal erst beim Essen kommt, gab sich Herr Möbius damit zufrieden und ermahnte seinen Sohn zur gewissenhaften Pflege der ihm anvertrauten Geschöpfe, bevor er sich zurückzog und sich mit einer diebischen Freude dazu beglückwünschte, souverän die Fallstricke elterlicher Sexualerziehung umgangen zu haben.

In Wahrheit stand ihm jedoch eine Enttäuschung bevor, die den meisten Eltern zuteil wird, wenn sie ihre Kinder mit ungewünschten Haustieren beschenken: Ihn überkam bald der Verdacht, dass sein Sohn den Miniaturen nicht die verdiente und erforderliche Aufmerksamkeit widmete. Daraufhin beging er einen weiteren verbreiteten Fehler, indem er den Sohn zu kontrollieren begann. Wenn Anton einmal die Fütterung versäumt hatte, schritt Herr Möbius selbst zur Tat und äußerte sein Missfallen, indem er etwa meinte: »Man könnte denken, sie bedeuten dir gar nichts ...« Fassungslos war er, als er Anton zu vorgerückter Stunde beim Lesen auf dem Bett vorfand, anstatt, wie es seiner Meinung nach jeder normale Junge in diesem Alter getan hätte, beobachtend vor dem Haremarium auszuharren. Denn während die künstliche Sonne darin allmählich abblendete, wälzten sich die Bewohnerinnen paarweise auf ihren Nachtlagern und befriedigten sich gegenseitig unter Zuhilfenahme der vielfältigen Spielzeuge, die zum Inventar gehörten. Dem Betrachter bot sich ein possierlicher Liebesreigen dar, dessen Darstellerinnen so winzig waren, dass man spätestens jetzt das mitgelieferte Vergrößerungsglas zur Hilfe nehmen musste. »Schau es dir doch wenigstens einmal aus der Nähe an«, beschwor Herr Möbius seinen Sohn und klemmte sich selbst das Glas ins Auge, »mit diesem Ding hat man das Gefühl, ganz nahe dabei zu sein.« – »Ja, es ist verblüffend«, stimmte Anton ihm zu, blätterte in seinem Buch und kratzte mit der Abrisskante seines Daumennagels das Gelbe aus einem seiner Pickel.

Noch hätte er sicher Gefallen an dem Haremarium finden können, war er doch ein pubertierender Junge und das Haremarium für die Bedürfnisse pubertierender Jungen entwickelt worden. Doch was es ihm endgültig vergällte, war die Tatsache, dass sein Vater, der ihn bislang selten behelligt hatte, auf einmal begann, sich immer häufiger in seinem Zimmer aufzuhalten. Bald ließ er sich überhaupt nicht mehr vertreiben, ja, er konnte stundenlang mit verklärtem Blick vor dem Glaskasten hocken, ohne dass ihm langweilig

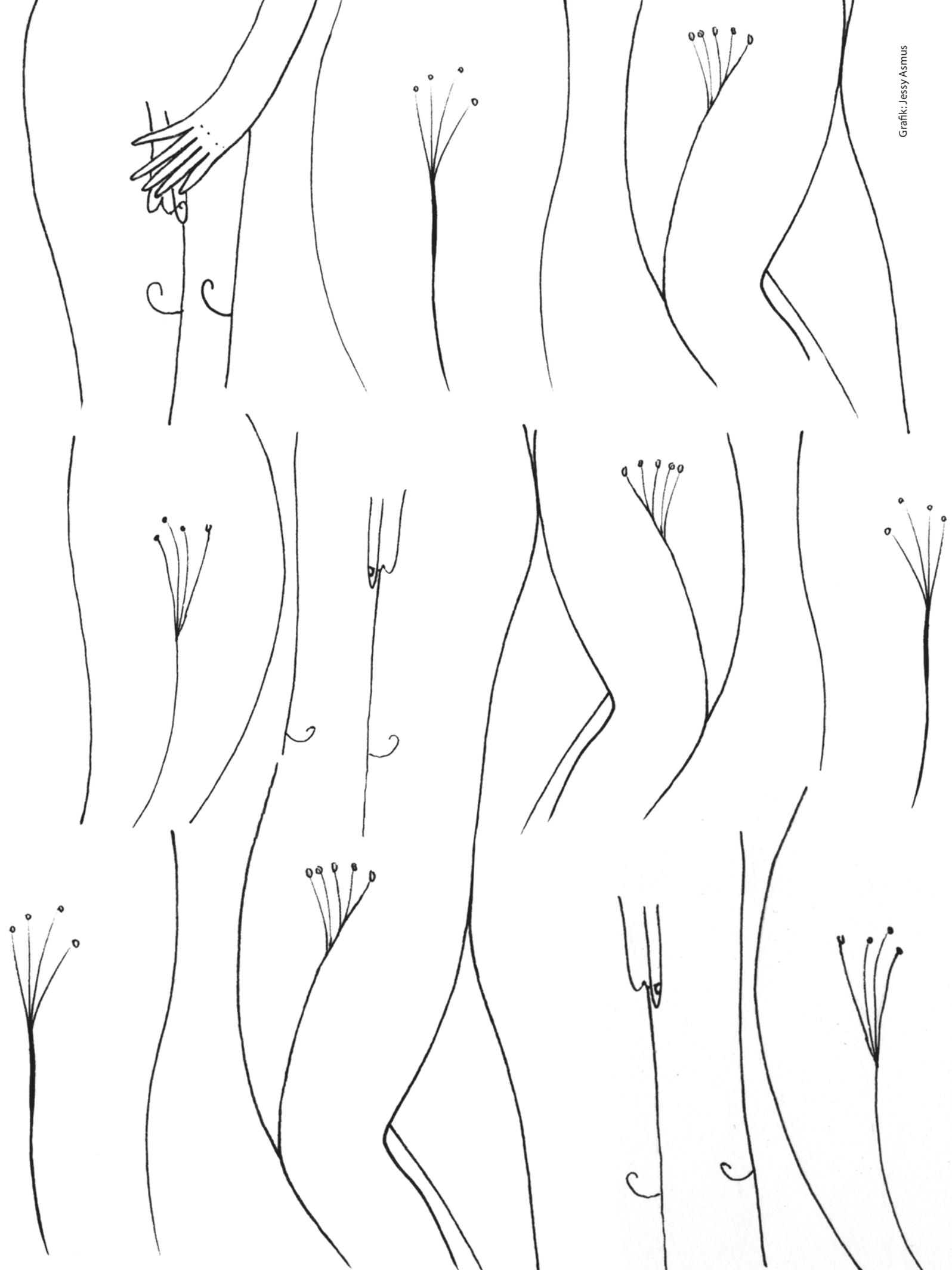
wurde, und er riss sich nur widerstrebend davon los, wenn Anton verlangte, endlich schlafen gehen zu dürfen.

Zunächst hatte der Sohn seinen Protest dadurch gezeigt, dass er den Miniaturen Stromstöße versetzte, sobald sie sich einander in eindeutiger Absicht näherten. Nachdem ihm dies aber nur den Tadel des Vaters eingebracht hatte, griff er zu drastischeren Mitteln: Und so fand Herr Möbius, als er das nächste Mal nach dem Rechten sehen wollte, das Haremrium zu seinem Entsetzen bis an die Decke mit Wasser gefüllt. Für die Bewohnerinnen, die bäuchlings auf der Oberfläche trieben, kam jeder Rettungsversuch zu spät. Nachdem er zunächst noch geglaubt hatte, ein Versäumnis hätte die Katastrophe herbeigeführt, machte ihm der patzige Tonfall des herbeigerufenen Sohnes deutlich, dass dieser den Glaskasten absichtlich hatte volllaufen lassen, um die kostbaren Miniaturen zu ertränken. Im Allgemeinen war Herr Möbius ein milder und beherrschter Mensch: Jetzt aber erlitt er einen Wutanfall, der nicht nur Anton erschreckte. Auch die herbeigeeilte Haushälterin wich vor ihm zurück, als er, den Glaskasten unter dem Arm und eine Wasserspur hinter sich herziehend, aus Antons Zimmer stapfte und brüllte: »Ich hätte mich damals gefreut, wenn mein Vater mir ein Haremrium geschenkt hätte!« – Anton brüllte zurück: »Dann kauf dir doch selber eins!« – Daraufhin knallten Türen, und Vater und Sohn wechselten bis auf Weiteres kein Wort mehr miteinander.

Mit jammervoll zerfurchter Stirn fischte Herr Möbius die verblichenen Schönheiten aus ihrem feuchten Grab, betrachtete jede einzeln, als sie wie schlafend in seinem Handteller lagen, und entsorgte sie dann – er wusste nicht, wohin damit – im Klosett, dessen Spülung eine nach der anderen seinem bekümmerten Blick entzog.

Es dauerte eine Weile, bis er eine erzieherische Maßnahme eronnen hatte, mit der er auf Antons Verfehlung reagieren wollte. Mit dem verwaisten Haremrium in Händen suchte er das Geschäft auf, in dem er es erworben hatte. Dort zeigte man großes Mitgefühl. Er ließ das Haremrium wieder herrichten und neu bevölkern und kehrte dann nach Hause zurück, um es, selbstverständlich in Antons Beisein, in seinem Arbeitszimmer anzusiedeln. Nun, so machte er deutlich, war es *sein* Haremrium, und er war entschlossen, Anton erst in dessen Nähe zu lassen, nachdem dieser Abbitte geleistet hatte. Anton, so glaubte er, müsste auf diese Weise den Wert des Geschenkes erlernen: Erst dann, wenn der Junge aus freien Stücken Verantwortung für die Bewohnerinnen übernahm, würde er das Haremrium nach und nach wieder in den Besitz des Sohnes übergehen lassen.

Die Umsetzung dieses Plans benötigte natürlich etwas Zeit. Währenddessen widmete Herr Möbius die Abende ganz der Obhut seiner Miniaturen, von denen er jede einzelne bald ins Herz geschlossen hatte. Nach einer Weile störte es ihn nicht mehr, dass sein Sohn die Nase rümpfte, wenn er sich zum Studium des Haremriums in sein Arbeitszimmer zurückzog, und es ließ ihn schließlich völlig kalt, als der Junge, wahrscheinlich aus reinem Trotz, begann, eine Klassenkameradin mit nach Hause zu bringen, ein ungelinkes, verhuschtes Ding, das fast so pickelig war wie Anton selbst. Sollten sie doch halblaut über ihn spotten, bevor sie sich zu ihren heimlichen Erkundungen in Antons Zimmer zurückzogen! Viel wichtiger war, dass er jeden Abend, wenn er von der Arbeit kam, Entspannung und Frieden darin fand, den Miniaturen zuzusehen, wie sie sonnenbadeten, im Wasser planschten, einander schminkten, sich aus- und umzogen ... und was sie darüber hinaus noch taten.



Das Festmahl

Von Sandra Hlawatsch

Vor etlichen Jahren war ich einmal zu einem großen Festmahl eingeladen. Na ja, ich weiß nicht, ob man es eine Einladung nennen kann. Als ich mich jedenfalls mal wieder mit knurrendem Magen herumtrieb, wie damals öfter, da nahm mich eine Bekannte zur Seite: »Wenn du auf der Suche bist, dann probier doch mal bei *Onkel Werner's* die *Singende Gans*. Das könnte nach deinem Geschmack sein.« »Klingt nicht übel«, dachte ich und machte mich auf den Weg. Vor der Tür überfielen mich Zweifel. Aber ich kämpfte sie wild entschlossen nieder und stolperte in den Festsaal hinein. In der Mitte stand ein einziger riesengroßer, feierlich geschmückter Tisch, um den sich eine beachtliche Damengesellschaft versammelt hatte. Und dann sah ich ihn zum ersten Mal: Was für ein prächtiger Vogel! Zweifellos dazu gemacht, fleischliche Gelüste zu wecken. Ja, sogar bei mir, die sich normalerweise zu beherrschen verstand. Fleisch genehmigte ich mir selten, nur zu ganz besonderen Anlässen. Ich musste mich setzen ...

Mir wurde sofort begreiflich, warum es sich bei diesem Festbraten um eine erlesene Delikatesse handeln musste. Er präsentierte sich da vorne auf dem Silbertablett nicht nur gekonnt von seiner besten Seite und verführte durch sein saftiges Fleisch und seine knusprige Haut alle zum Anbeißen. Knusper, Knusper, Knäuschen ... Nein, dieser Leckerbissen lockte noch dazu mit seinem liebreizenden Gesang! Wenn er den Schnabel aufsperrte und mit den Flügeln im Takt schlug, war ich wie verzaubert. Ich hatte nur noch Augen für dieses Wesen, das so süß wie eine Nachtigall trällerte und sich so edel wie ein Schwan bewegte. Darüber vergaß ich sogar beinahe meinen guten Anstand und griff zum Besteck. Von mir aus konnte es gleich zur Sache gehen, ohne Vorspeise. Doch was geschah jetzt? Die Gans fing auf einmal hässlich zu schnattern an, hackte mit dem Schnabel nach mir und klatschte mir ihre Flügel um die Ohren.

Als ich vorsichtig unter der Tischdecke hervorlugte und mir aus dieser neuen Perspektive die Damenrunde genauer besah, da konnte ich mich nicht genug wundern: Alles Besteck war sauber, alle Teller waren leer – dabei schien sich so manch eine den Hintern platt gegessen zu haben. Man amüsierte sich um die Wette, man puderte sich ausgiebig die Nase, man zupfte sich regelmäßig Push-Up und String zurecht – und gelegentlich warf man verstohlen einen begehrliehen Blick hinüber zum Silbertablett. Was war denn das, bitteschön? Eine Art Tabledance? Wie sich der Braten da vor aller Augen genüsslich räkelte und streckte, das war ja fast ordinär! Einige Damen hechelten hinter vorgehaltener Hand. Und andere, die nicht mehr an sich halten konnten, sabberten vor Gier oder dampften gar aus dem Schoß. War der Leckerbissen gnädig, ließ er sich mal das Flügelr beschnuppern oder das Haxerl belecken. Ansonsten blieb er unschuldig wie die Jungfrau Maria. Quietsch, Krachbumm – schon wieder war eine vom Stuhl gerutscht und hatte sich den Schädel zerschlagen. Kein Wunder, bei dieser tropischen Luftfeuchte!

Ich wusste weder ein noch aus. Hilfesuchend sah ich mich um – prompt entdeckte ich zwei, drei Stühle weiter meine Bekannte. Sie rauchte und wirkte nachdenklich. »He du!«, rief ich halblaut gegen das Knurrkonzert der vielen leeren Mägen an. Ich winkte aus meinem Versteck, »was geht hier eigentlich ab?« »Ich fürchte, meine Liebe, fett wirst du hier nicht«, scherzte sie und blies den Rauch durch die Nase aus, »tut mir leid, dass ich dir das so schmackhaft gemacht habe. Ich hätte es wissen müssen ...« »Was meinst du?«, fragte ich. »Na, dass die dumme Gans sich anstellt«, sagte sie verärgert, »und sich auch von dir nicht nehmen lässt.« Ich tastete mich oben an der Tischkante entlang, hielt ihr mein Weinglas hin und bat: »Schenk mir doch ein, aber pur. Ich vertrage das.« Sie warf mir einen kurzen Blick zu und drückte dann ihre Kippe aus. Der Aschenbecher quoll fast über. »Also gut«, sagte sie, kramte den nächsten Glimmstängel hervor, zündete ihn an und legte los ...

»Ich war auch mal spitz auf dieses Stück Fleisch«, gestand sie und deutete mit dem Kinn in Richtung Silberteller, »ehrlich, spitz wie Nachbars Lumpi.« »Wie jetzt?«, entfuhr es mir. »Ruhig Blut«, beschwichtigte sie mich, »mir ist die Soße schon viel früher von der Nase getropft als dir. Und ich begnüge mich jetzt damit, wie es ist.« »Und alle anderen hier?«, wollte ich wissen und blickte mich grimmig um. »Es ist bei allen Weibern dasselbe«, sie hustete ein paar Mal und räusperte sich, »immer – außer ein einziges Mal«, sie nahm einen tiefen Zug, »da kam eine wildfremde Frau vorbei, rein zufällig. Und so nebenbei passierte es.« »Was war das für eine?«, platzte ich heraus. »Ein schmutziges Ding«, antwortete sie, »Ach, was!«, rief ich empört, »und dafür war sich dieses ...«, ich rang nach Luft, »dieses exquisite Häppchen nicht zu schade?« Meine Bekannte sah mir in die Augen: »Dir bedeutet es sehr viel, nicht wahr?«, sie schmunzelte, »und siehst du: Darin liegt genau der Unterschied. Ihr hat es nichts bedeutet. Gar nichts. Sie hat sich quasi im Vorbeigehen bedient.«

»Ich kapiere das nicht«, jammerte ich und biss mir auf die Lippen, um nicht loszuheulen. »Weißt du«, sagte meine Bekannte, »der Gänserich hat Angst, dass jemand sein Geheimnis entdecken könnte.« Ich horchte auf: »Was für ein Geheimnis?« »Überleg mal: Jemanden nur so aus Spaß ein bisschen am Schenkel knuspern zu lassen, das mag ja noch angehen. Wenn jedoch eine auftaucht, so wie du, die sich für das Innere interessiert – tja, was hat so eine ausgenommene Gans dann zu bieten?« Ich schluckte. »Du meinst«, mich kostete jedes Wort viel Überwindung, »da – ist – nichts?« Sie nickte: »Nichts – bis auf ein bisschen Apfelpampe mit schrumpeligen Rosinen!« Plötzlich sprang sie auf: »Herrschaftszeiten, wir haben Besseres verdient! Ich hau ab, endgültig. Und das Beste, was du tun kannst, meine Kleine, ist mitzukommen.« Es fiel mir nicht leicht, aber ich sah das ein. Draußen vor der Tür blieb sie stehen: »Moment, ich muss erst noch für kleine Mädchen!« Ich wartete, vergeblich. Und ein Blick durch das hell erleuchtete Fenster bestätigte meinen Verdacht: Sie saß wieder bei Tisch.



Das letzte Gericht

Von Jörg Engelmann

Felix Wackernagel öffnete seine Augen. Doch das einzige, was er wahrnehmen konnte, war unendliches Weiß. Verkrampft kniff er die Lider zusammen und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Weil er befürchtete, aus heiterem Himmel schneeblind geworden zu sein, zählte Wackernagel langsam bis zehn. Dann öffnete er langsam seine Augen und blickte durch den Spalt der nah aneinander liegenden Handrücken hindurch. Und tatsächlich, es half ihm, seine Umwelt schemenhaft zu erkennen.

Wackernagel befand sich inmitten einer riesigen Wüste, deren feines Sedimentgestein das grelle Licht reflektierte. Er sah, dass er etwas in den trockenen Sand eingesunken war, und spürte die winzigen Körnchen auf seinen nackten Füßen. Außer den Strümpfen und Schuhen schien Wackernagel nichts zu fehlen. Er trug ein graues Polohemd und eine schwarze Cordhose, die er beide als vertraut und ihm zugehörig einstufte.

Für einen kurzen Moment dachte Felix Wackernagel an ein Terrarium und bemerkte dann, dass es der grenzenlos scheinenden Ödnis an entsprechender Temperatur fehlte. Auch wenn die Sonnenstrahlen wie tausend kleine Dolche in seine Augäpfel einstachen, so empfand er die Luft als recht angenehm und für eine Wüste beinahe unzutreffend.

Was hatte er hier nur verloren? Wie war er bloß in diese Ödnis gekommen? Er ließ sich auf dem rieselnden Untergrund nieder, noch immer seine Augen schützend. Ihm fiel zunächst keine Antwort auf seine Fragen ein, denn er konnte sich nicht mehr genau erinnern, was er vor seiner Ankunft in der unermesslichen Helligkeit gemacht hatte. In dem Moment jedoch, wo er sich seiner jüngsten und weiter zurückliegenden Vergangenheit bewusst wurde, sprang er mit einem lauten Jubelschrei auf und tanzte mit geschlossenen Augen vergnügt durch den Sand: Felix Wackernagel hatte herausgefunden, dass er vor ein paar Stunden verstorben war.

Sein blinder Freudentanz wurde sofort beendet, als der Ankömmling wegen seiner Überschwänglichkeit stolperte und wie ein nasser Sack in den weißen Sand stürzte. Er landete mit dem Gesicht im trockenen Sediment und musste laut husten, weil er einige Partikel eingeatmet hatte. Auf Freude folgt stets Ernüchterung, das kannte er nur zu gut aus seinem eigenen, zum Glück beendeten Leben.

Wackernagel richtete sich auf und verharrte danach im Schneidersitz. Der Tote konzentrierte sich auf seine Atmung und ließ seine Augen weiterhin geschlossen. Nach einiger Zeit wurde er jedoch aus seiner Kontemplation herausgerissen, als er gedämpfte Schritte im Sand hörte, die sich ihm näherten. Dann vernahm er die Stimme eines älteren Mannes, der ihn auf merkwürdige Weise ansprach:

»Keine Angst, Herr Wackernagel. Ich bin's nur. Entschuldigen Sie bitte, dass ich etwas verspätet zu Ihnen komme. Ich hatte vorhin noch andere Termine. Aber jetzt bin ich da. Wie geht's Ihnen denn?«

Erneut versuchte Wackernagel, seine Hände zu einem Sichtschutz zu formen, was aber nicht gelang. Zudem irritierte die Freundlichkeit des Unbekannten den Verstorbenen, weshalb er ihm auf patzige Weise antwortete:

»Wie soll's einem Menschen schon gehen, wenn er vor Kurzem das Zeitliche gesegnet hat?«

»Ich nehme an, das belastet Sie sehr.«

»Nicht im Geringsten«, entgegnete Wackernagel.

»Die meisten Leute, die hier ankommen, drehen durch, weil sie ihr Leben verloren haben. Dann rennen sie meistens kreuz und quer durch die Wüste, obwohl sie nichts sehen. Vorhin zum Beispiel musste ich einem Typen drei Kilometer folgen, bis er auf einer Düne zum Stehen kam und mich trotz Entkräftung anbrüllte, man solle ihm sein Leben zurückgeben.«

»Hat er eine zweite Chance bekommen? Ehrlich gesagt, bin ich froh, dass es vorbei ist«, sagte der im Schneidersitz Verweilende.

»Ihre Einstellung gefällt mir. Ist ehrlich gesagt fast zu schön, um wahr zu sein.«

»Wenn ich nein sage, dann meine ich auch nein«, sprach der Tote.

»Warum denn nicht?«

»Weil's beschissen war. Ich bin wirklich froh, endlich tot zu sein.«

»Ein Gespräch, bei dem der eine den anderen nicht sieht, ist meiner Ansicht nach keine gute Unterhaltung, finden Sie nicht auch? Deshalb gebe ich Ihnen erst mal eine Sonnenbrille.«

Der Geblendete spürte einen Gegenstand auf seiner rechten Handfläche, die er seinem Gesprächspartner entgegengestreckte hatte. Dabei handelte es sich jedoch um keine leichte Sonnenbrille aus Plastik oder Horn, sondern um eine Schweißbrille. Nachdem er sie aufgesetzt hatte, ließen die Augenschmerzen allmählich nach und er erkannte die Umrisse seines Gegenübers.

Auch wenn der ältere Herr vertrauenswürdig aussah, so schien er einer von der kuriosen Sorte zu sein, denn er besaß einen recht eigenwilligen Stil: Der Mann mit dem weißen Backenbart trug eine abgewetzte, graue Piloten-Schirmmütze, die von großen, abstehenden Segelohren gehalten wurde. Auf dem Band der Mütze prangte zwar kein metallenes Fluglinien-Logo mehr, Wackernagel schien sich aber ziemlich sicher zu sein, einen Abdruck zweier stilisierter Engelsflügel zu sehen. Seine Garderobe bestand darüber hinaus aus einem verwaschenen Hawaii-Hemd sowie aus einer gelben, überlangen Schlaghose. Mit Accessoires schien sich der Captain nicht zurückzuhalten, denn er trug mehrere Goldkettchen um den Hals, eine gelbe Kontrastbrille saß auf seiner Nase und seine Arme waren übersät von zahlreichen Tattoos mit religiösen Motiven. Im linken Mundwinkel des Alten steckte zudem ein alter Zigarrenstumpfen, der seine recht eigenwillige Sprechweise erklärte. Während Felix Wackernagel sein Augenlicht wiedererlangte, fuhr der Mann fort:

»Sehr gut, Sie erkennen mich. Das ist gut. Aber jetzt mal Hand aufs Herz: Sie übertreiben ziemlich. Bis jetzt hat noch niemand so abwertend über sein Dasein gesprochen wie Sie.«

»Sollte ich jetzt noch zu Scherzen aufgelegt sein?«

»Na, Sie hatten doch eine hübsche Frau an Ihrer Seite und Ihr Job war auch nicht ohne.«

»Meine werte Gattin hat mich seit Jahren mit meinem besten Freund betrogen und mein Job war die reinste Hölle, viel Stress für wenig Geld.«

»Aber Ihre Kinder haben Sie doch geliebt und Ihre Eltern auch, nicht wahr?«

»Ich habe meine zwei Kinder schon geliebt, nur sie mich nicht: Meine Älteste pubertiert gerade, müssen Sie wissen. Da spürt man als Vater schon, dass man an seine eigenen Grenzen stößt. Lisa hat mir oft gesagt, dass sie mich für einen Versager hält. Meine Jüngste, Jule, fand Dirk schon immer cooler als mich, das ist der besagte Liebhaber meiner Frau. Ach ja, was die Eltern angeht: Wissen Sie denn nicht, dass ich Vollwaise bin? Meine Eltern sind bei einem Schiffsunglück ums Leben gekommen, als ich drei Jahre alt war. Ich bin im Kinderheim aufgewachsen und später bei Pflegeeltern. Meine Pflegemutter war Alkoholikerin und mein Pflegevater hat mich stets verdroschen.«

Der Captain lächelte Wackernagel unsicher an. Ihm war es sichtlich peinlich, von einem Fettnapf in den nächsten zu treten. Doch er gab nicht auf: »Ihre Jugendliebe, das weiß ich, die hat sie abgöttisch geliebt. Sie hieß Stephanie. Warum haben Sie sie damals nur verlassen?«

»Sie sind vielleicht ein Witzbold ... Stephanie kam an ihrem achtzehnten Geburtstag ums Leben. Ein Raser hatte sie auf dem Schulweg in den Tod gerissen!«, der Tote musste sich zusammenreißen, den Alten nicht anzubrüllen.

»Sie müssen aber zugeben, dass Ihr Studium die beste Zeit Ihres Lebens war«, konterte der Backenbartträger.

»Aber klar doch! Meine Prüfungen hätte ich fast nicht bestanden, weil ich neben meinem Studium arbeiten musste. War echt 'ne geile Zeit damals! Einziger Ausweg waren die Drogen. Meine Studienkollegin Zoe hat mich mit dem verdammten Zeug abhängig gemacht. Wäre beinahe an einer Überdosis gestorben. Tja, dann hätten wir uns hier schon früher kennengelernt, nicht wahr? Bitte, verschonen Sie mich mit weiteren Auszügen aus meinem irdischen Dasein. Nehmen Sie mich einfach mit oder lassen Sie mich allein hier in dieser Einöde. Das ist schöner als alles, was ich jemals hatte.«

Die Lebensabneigung des Toten machte dem Captain zu schaffen: »Eine Sache muss es in Ihrem Fall doch gegeben haben, die Ihr Leben lebenswert gemacht hat: Ihren Hund Barco haben Sie doch gemocht.«

»Vergessen Sie's«, sprach Felix Wackernagel kraftlos. »Barco ist mit vier Jahren an Magenkrebs gestorben. Jämmerlich verendet, das arme Tier. Lag völlig ausgemergelt in seiner Hundehütte. Ich habe ihn damals gefunden ... Barco ... Mein lieber Barco ...«

Wackernagel war der Konfusion nahe und tappte orientierungslos durch den Sand. Dann fiel er auf die Knie und fing an, laut zu schluchzen. Der alte Herr war von dieser Szene so sehr ergriffen, dass es auch ihm die Tränen in die Augen trieb. Betroffen rief er dem Toten zu:

»Felix, gab es wirklich nur Trauer in Ihrem Leben? Gab es denn keinen einzigen glücklichen Moment während all den Jahren, die Sie auf der Erde verbracht haben?«

Die Anteilnahme des Backenbartträgers schien sofort etwas in Wackernagel bewirkt zu haben. Der Tote nahm für einen kurzen Moment die Schutzbrille ab und wischte sich mit seinem linken Handrücken die Tränen aus dem Gesicht. Dann setzte er den Sichtschutz wieder auf. Mit seiner rechten Hand griff er in die Hosentasche, holte ein Taschentuch heraus und schnäuzte laut hinein. Nachdem es wieder still in der Wüstenlandschaft wurde, drehte er sich zum Captain und sagte:

»Naja, einen schönen Moment hat es in meinem Leben schon gegeben.«

»Das ist super, Herr Wackernagel. Das einzig Schlimme ist, dass ich das nicht mitbekommen habe. Ich möchte mich bei Ihnen vielmals entschuldigen, dass ich mich mit ihrer irdischen Existenz nicht intensiver befasst habe. Können Sie mir verzeihen? Bitte, erzählen Sie mir von Ihrem schönsten Moment!«

Felix Wackernagel räusperte sich und begann zu reden: »Ihre Entschuldigung nehme ich an, keine Frage. Ein paar Details kennen Sie ja ... Das aktuelle Jahr war wichtig für mich, denn ich hatte mir vorgenommen, eine riesige Party für mich und alle Leute, die ich kenne, zu schmeißen.«

»Respekt. Davon habe ich nichts gewusst!«, ließ der Alte verlauten.

»Das habe ich angenommen. Sonst hätten Sie dieses Ereignis längst schon angesprochen.«

Wackernagel wirkte mit jedem Satz, den er sprach, stabiler und selbstbewusster als zu Beginn des Gesprächs. Der Captain freute sich, dass es dem Verstorbenen besser ging. Aus diesem Grund hörte er ihm weiter zu:

»Sie müssen wissen, die Fünfzig ist für einen Menschen, wie ich es bin, eine magische Zahl: Erreicht man dieses Alter, so lässt man es an einem beliebigen Abend Revue passieren und zieht für sich daraus eine entscheidende Lehre. Ich hatte eine Woche vor meinem runden Geburtstag begriffen, dass mein Leben scheiße war. Doch diese Erkenntnis war nicht alles. Mir wurde klar, dass es hauptsächlich andere Leute waren, die mein Leben zu dem gemacht haben, wie es nun einmal war. Deshalb habe ich sie alle zu einem riesigen Fest eingeladen. Und Sie werden es nicht glauben, es kamen auch alle: Ehemalige

Mitschüler, die mich früher gehänselt haben; meine Pflegeeltern und Lehrer, die mich psychisch fertig gemacht hatten; Studien- und Arbeitskollegen, die sich ständig über mich lustig gemacht haben; und schließlich meine eigene Familie samt Dirk. Was haben wir an diesem Abend gefeiert! Und dann kam er, der glücklichste Moment in meinem Leben: Der Anschnitt meiner riesigen, kunterbunten Geburtstagstorte.«

»Das klingt verdammt lecker! Gutes Essen macht das Leben erst lebenswert«, warf der Alte ein.

»Ja, da bin ich ganz Ihrer Meinung. Meine Gäste haben sich über diese Süßigkeit so sehr gefreut, dass sie ordentlich zugelangt haben. Nachdem dann alle satt waren, habe ich das Mikrofon im Saal ergriffen. Ich habe mich bei Zoe recht herzlich bedankt, da sie die wichtigste Zutat für meine Geburtstagstorte beigesteuert hatte. Die Angesprochene begriff zunächst nicht, was ich meinte, und klatschte wie die Anderen zufrieden Beifall. Als ich jedoch erklärte, dass Zoe nach unserem Pharmaziestudium eine erfolgreiche Giftexpertin geworden war, wurde die Masse unruhig. Ich kam gerade noch dazu, den letzten Satz meiner Abschlussrede zu äußern. Dabei erzählte ich meinen Gästen, dass ich die Torte mit einem schnell wirkenden, entsetzlichen Gift versetzt hatte, das ich von ihr zum Vierzigsten erhalten hatte. Dass ich selbst von der Torte gegessen hatte, hörten die anderen schon nicht mehr. Sie drifteten allmählich in die Bewusstlosigkeit ab oder fingen an, erbärmlich zu wimmern.«

»Das ist ja furchtbar! Was haben Sie getan, Wackernagel? Ich hielt Sie doch tatsächlich für einen guten Menschen«, sprach der Backenbartträger.

»Ich weiß gar nicht, was Sie haben. Gerade eben fragten Sie mich noch nach meinem glücklichsten Lebensmoment. Da ich genauso tot bin wie die anderen Leute, bin ich auch nicht besser oder schlechter als diejenigen, die mir mein Leben zur Hölle gemacht haben.«

»Deswegen gab es heute also so viel zu tun«, folgerte der Captain.

»Sie meinen die ganzen Leute, die wie wild durch die Wüste gerannt sind?«

»Genau, die meine ich ... Es wird nun Zeit für Ihre wohlverdiente Ruhe. Ich muss nämlich weiter. Ein Termin jagt heute den nächsten. Machen Sie's gut, Wackernagel und – leben Sie wohl!«

Das nächste hEFt erscheint am 1. Juli 2016

Offene Redaktion: 27. April

hEFt-reliert: 1. Juli

Redaktions- und Anzeigenschluss: 23. Mai

Kontakt: redaktion@heft-online.de

Thema: Anbetung der Könige

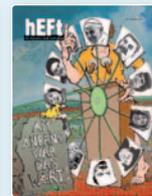
hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe lautet »Anbetung der Könige«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/inn/en, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 0361 2115966.

hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tikolor, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Haus Dach-eröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Speicher, Stadtgarten, Engelsburg, Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang // **Altenburg** Paul-Gustavus-Haus // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Rudolstadt** saalgärten // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Weimar** ACC, mon ami

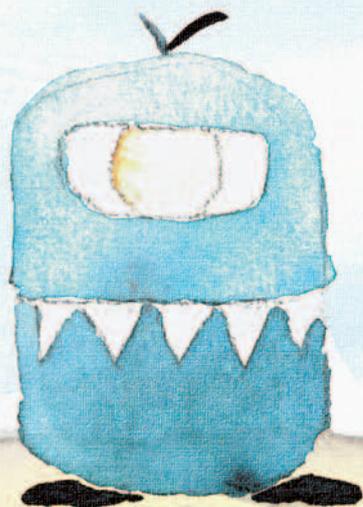
hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



Autor/innenverzeichnis

DIRK ALT, geb. 1982 in Hannover, ist Historiker, Autor und Dokumentarfilmmacher. Er veröffentlicht Erzählungen in Anthologien und Zeitschriften, zuletzt in Am Erker, Sterz, DUM, exot. // JESSY ASMUS, im Herzen Thüringerin, im bayrischen Exil freischaffende Illustratorin jessyasmus.de/works // TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // JÖRG ENGELMANN, Jg. 1982, ist glücklich und zufrieden, als übersättigter Wessi im kargen Osten angekommen zu sein. // SANDRA HLAWATSCH, Jg.1978, ist geboren und aufgewachsen in Ingolstadt, studierte Sprach- und Literaturwissenschaft in München und lebt heute mit ihrer Familie in der Nähe von München. Ihre Kurzgeschichten und Gedichte sind in verschiedenen Literaturzeitschriften und Anthologien erschienen. www.sandra-hlawatsch.de // REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur bei Radio F.R.E.I., Erfurt // GÜNTER JOCKSCH, Jg. 1943, hatte schon immer große Freude am Schreiben. Bereits als Kundendienstingenieur der Optima schrieb er viele Briefe aus dem Ausland, die eine interessante Beschreibung von Land und Leuten aus der Sicht eines DDR-Bürgers sind. Heute schreibe er kurze Beiträge für die TLZ, weil er Spaß an der deutschen Sprache hat, mit ihren vielfältigen Möglichkeiten sich auszudrücken. // MICHEAL KUMMER, Jg. 1974, ist seit vielen Jahren leidgeprüfter Anhänger des FC Rot-Weiß Erfurt, und ganz nebenbei Lehrer, Historiker und Gewerkschafter. // GEORG MALTZEN, Jg. 1987, lebt in Weimar, gewann den Sonderpreis der Jury des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbs 2015 unter seinem Pseudonym Georg Thessmann. // STEFAN PETERMANN, Autor, lebt in Weimar, www.stefanpetermann.de // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // JUDITH GLORIA PÖRSCHKE, Jg. 1988, Studium der Auslandsgermanistik, Literaturwissenschaft und Kulturgeschichte-Volkskunde, glückliche Wahl-Erfurterin // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // HANSJÖRG ROTHE, geb. 1966 in Leipzig, arbeitet als Arzt im kommunalen Krankenhausverband Regiomed (Coburg-Sonneberg-Lichtenfels). // LYDIA SCHULGINA wurde 1957 in Moskau geboren, studierte dort Buchillustration, erlangte schnell Bekanntheit als Kinderbuchillustratorin (»Pu der Bär«, »Alice im Wunderland«) wandte sich aber ebenfalls schon bald Motiven des jüdischen Lebens und der Tora zu. Die Künstlerin verstarb im Jahr 2000 in Pinneberg. Sie war Mitglied des russischen Künstlerverbandes, des Bundesverbandes Bildender Künstler sowie der Internationalen Künstlervereinigung. Ihre Werke wurden in über 60 Ausstellungen auf der ganzen Welt gezeigt und befinden sich nun in zahlreichen Museen und Sammlungen der Welt. // BERND STICKELMANN, Lyriker, Frankfurt am Main // MAX WALTHER, Jg. 1989, Erfurt // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter

Arvr...
Titen
Kund
Arjsche
...



Yak